

**J. E. PORITZKY**

**TODTGEWEIHTE**

ngiyaw eBooks

**J. E. PORITZKY**

**J. E. Poritzky**  
**Todtgeweihte**  
**Skizzen**

---

Verlag von R. Boll, Berlin, 1897

---

*Bibliothek von ngiyaw eBooks*  
*Transkription von Christine Weber*

**Zwillinge.**

*Eine kapriziöse Geschichte vom Walde.*

# I.

## Die Alte im Freiburger Münster.

Freiburg . . . und das Münster . . . es kommt mir wieder Alles in Erinnerung . . .

Das Münster . . . und der Marktplatz, wo werktäglich bis zur Mittagszeit alte runzlige Weiber mit triefenden Augen neben glühenden Bildern der Mädchenwelt sitzen und sortirte Gemüse feilbieten . . . und sie schwatzen durcheinander . . . und lachen. . lärmten.

All die brünetten Gesichter sehe ich wieder . . . die schönen und häßlichen . . . die jungen und alten . . . die staubigen Strohhüte . . . und die Bienen, die um die Obstkörbe sumsen . . . Die Lastträger und die Schutzleute . . . Die Köchinnen mit den Einkaufstaschen. .

Prosa — Prosa — und auf ihr liegt der junge Sonnenglanz.

Und mitten in diesem Gewühle die Poesie . . . das Münster . . .

Dieses rothsandsteinige Münster, 121 Meter hoch, das im Jahre 1123 zu bauen begonnen wurde, ist

besonders hervorragend durch den ältesten, schönsten und reingothischsten Thurm, aller gothischen Thürme Deutschlands, der mit einem quadratischen Unterbau beginnt, langsam in die Höhe wächst, in ein Achteck übergeht und in einer schlanken Pyramide ausläuft Diese steinerne Lyrik fand schon in den ältesten Zeiten Bewunderer und erregt heute, wo wir wieder zur ewigjungen Symbolik zurückgekehrt sind, die sich gerade in dieser Architektonik am markantesten ausspricht, von Neuem die rückhaltlose Bewunderung jedes Menschen. Eine zähere, mit so viel heiliger Lieblichkeit durchgeführte Konsequenz treffen wir sonst in keiner Bauart, und nie hätte ich geglaubt, daß der liebe Gott so schöne Bauten besitzt, in denen er angebetet und verherrlicht wird.

Das Aeußere und Innere des Münsters hat mich so kolossal und religiösmelodisch angeweht, wie waldwilde Feuerzaubermusik, wie ein goldblondes Gedicht, wie ein blaues, seetiefes Märchen voll Traum und Entzücken . . .

. . . . Entblößten Hauptes und schlummernde Andacht im Herzen tappte ich auf den Fußzehen umher, die Mienen der Betenden betrachtend, und grübelnd über den erhebenden, kindlichen Fanatismus der Knieenden.

— Die faulen Glocken locken zum Gebete, die Riesenorgeln stimmen an den ewig neuen brustzersprengenden Sang zum Lobe Gottes und auf den Knien liegt die nichtige Menschheit inbrünstig flehend. Es wird mir so wundersam eng und meine Kniee zittern so gierig — — vielleicht weil ich selber nicht mitbete . . . . .

An der Westseite vor einer entzückenden Fensterrose liegt in zerknirschter Demuth ein grausames, fröstelnd altes Weib und murmelt und zählt die Perlen ihres Rosenkranzes. Der Küster sagt mir, daß die Alte taub sei und schon seit einem Jahre täglich acht Stunden auf demselben Plätzchen liege und für das Seelenheil ihres Sohnes bete, der sich erschossen — aus Liebe. Die Geliebte aber lebt in Tennenbronn; sie magert ab und ist krank . . . ein geheimes erschlaffendes Leiden bedrückt sie und des Nachts in ihren Träumen erblickt sie das Gespenst ihres erschossenen Bräutigams . . . es wischt sich mit der durchsichtigen Hand das Blut von den schweigenden Schläfen, kichert und verschwindet . . .

An der linken Seite auf einem braunen Bankschemel, den blassen, schmachtenden Kopf auf die Hand gestützt, kniet eine vornehme Schönheit. — Es ist eine lilienweiße Sammethand, die sich zum Gebet gefaltet, eine Hand, die gern verschenkt, und

eine eiskalte Hand, die liebend umfaßt — — und diese heiliglieben Muttergotteszüge ihres bernsteingelben Gesichts ergreifen mich so sehr, daß ich unwillkürlich das zähe Knie beuge. — Ein heißer, frommer Schauer umwittert mich, das innerste Herzblut wallt und wogt wie das empörte Meer, der erhabenste und höchste Gott zwingt mich zu knien — — und ich kniee mit gefalteten Händen, Buße im Munde . . . und das Bild ihrer versonnenen, weiten Griechenaugen in der Seele . . .

Die madonnenhafte Gestalt schwebt an mir vorüber wie ein huschender Geist; als wäre ich ein gemeißeltes Götzenbild, so bekreuzigt sie sich, wie sie an mir vorbeirauscht und die heißen Töne ihrer träumenden Augen erfüllen meine müde, einsame Seele. Noch glaube ich zu sehen, wie die Löckchen ihres tiefschwarzen Haares ihre bleichkranke Stirne küssen.

---

Aber so schön und herrlich das Weib auch aussieht, mich reizt doch mehr jene unglückliche Alte, mit dem hageren, sonnengebräunten, faltendurchfurchten Gesicht, mit den tragischen tiefgegrabenen Linien und den schicksalsmüden, leblosschwarzen Augen, und nach kurzer Ueberlegung entschieße ich mich, nach Tennenbronn zu gehen.

Es ist ja das prächtigste Wetter dazu; der Himmel ist zuckersüß gelaunt und hängt voller jauchzender Geigen.



## II.

### Studenten aus dem Quartier latin.

Von Freiburg durch das Höllenthal nach Neustadt.

Ist das nicht das verrückteste Stückchen Erde, das die Welt besitzt?

Ich will diese Tour nicht deutlicher malen, weil überhaupt kein Pinsel im Stande ist, diese Landschaft, die mir bisher Ideal war, annähernd richtig zu skizziren und keine Feder diese Lyrik in Prosa, dieses Impromptu des lieben Herrgotts glühend und sinnig genug niederschreiben kann. Dies Fleckchen Erde dürfte der Poet nur prosaisch beschreiben, in trockener Kolportageromanprosa, wie es etwa Murray oder Cook gethan und beschreibt er es so, so ist es nur eine unvollendete Photographie mit dem liederlichsten, buntesten Farbengeklex, das die Augen betäubt, die Ohrnerven schwächt und den Appetit verdirbt. Es ist eine Landschaft für Gogolij's oder Turgengiew's Feder. Wenn ein Komponist diese Symphonie in Musik setzen wollte, so wäre es das ächzende Gestöhne eines schwindsüchtigen Basses, einer grellstimmigen Geige und einer jammernden Flöte.

Kurzum: ich möchte dem lieben Gott rathen, eine ganz neue Prosa dafür zu erfinden.

Der Reiz dieses Naturbildes besteht fast ausschließlich in der Composition der Farben. Aber diese Farben haben nichts Aufdringliches, Nervöses, Betrunkenes. Der Grundaccord ist beinahe regelmäßig, eine Vereinigung von Boeklin'schem Grün und Blau, in die sich zuweilen ein gedämpftes Gelb, seltener ein dumpfes Roth hineinstiehlt. Mit diesen beiden so nahe verschwisterten, aber darum so schwer zusammenklingenden Farben erzielt dieser Wald seine intimsten, eigensten, göttlichsten Wirkungen. Meist ist ein duftiges Spinnwebgrau darüberhin versponnen, ein Bücherstaubgrau — und darunter regt es sich in den unmerkbar feinsten zart gegeneinander abgewogenen Abtönungen. Auf das sensible Auge, das auch auf halbe Eindrücke schon reagirt, das selbst unter geschlossenen Lidern noch lichtempfindlich bleibt, vermag unserem göttlichen Maler in seine entlegene, und doch für den fühlenden Menschen so nahe und erdenschöne Traumwelt zu folgen.

Aus dunklen Büschen duften seltsame, tolle Blumen: sinnlich schwellend wellen sich Anger und Wiese, auf unbewegten Flößchen kosen die Strahlen der goldigsten Sonne, zackige, jähle Berge blauen am

fernen Horizont. Die tannengetränkten Lüfte singen dazu die anheimelndsten Volkslieder und im fichtendüsteren Walde schweben sanfte Locklieder träumerisch auf und nieder. Aus den zerstreut liegenden Bäumen rinnt langsam der Harz. Etwas Liebliches und Gefährliches zugleich schlummert auf diesem Wald, in dem Alles antik ist. Und in der schweigenden, träumenden Landschaft bewegen sich lebensfroh jodelnd, unschuldig lachend, leicht gekleidete Mädchen. Sie sind wie die Geister des Waldes hervorgeschlüpft aus dunkler, enger Behausung um Gras zu mähen und Märchen zu träumen. Sie haben einen ganz besonderen, höchst delikaten Typus von Frauenschönheit. Es sind gerundete, stark gebaute Gesichter, von schwerem, blondem Haar umrahmt, die sanften Augen voll süßer Verführung, die lieblich lachenden Lippen erblühen in reifer Sinnlichkeit. Es sind wandelnde, wunderbare Gedichte in Schweinsleder gebunden, bei denen also nur der Einband alt ist, aber Gedichte, in denen sich Harmonie der Form, vollendetster Rhythmus der Füße mit Gesundheit und Frische des Inhalts zu einem lieblichen Ganzen paaren, und die man unmöglich gleichgiltig lesen kann, wenn man vorher modern table d'hôte gespeist hat, und dem feurigen Sherry dabei eifrig zugesprochen hat. Man möchte

dahinschmelzen in Wonne, doch man kann nicht ganz froh werden . . .

Gott sei Dank, daß wir all die wahnsinnigen Berge, knorrigen Bäume idyllischen Dörfer, seltsamschönen Charakterköpfe, veilchenblauen Augen, Engel der Schwindsucht und Gesundheit, unglücklichen Nachtigällchen und Nacht—igelchen hinter uns haben.

In der »Todtnauer Hütte«, die dreiviertel Stunden unter dem Gipfel des Feldbergs liegt, übernachtete ich, und traf dort mit drei Studenten der Philosophie zusammen.

Der Eine war auf den Feldberg gekommen, um agronomische Studien zu machen und um seine Lunge zu stärken; der Andere, um die geographische Lage genau festzustellen, zwecks einer Dissertation, die er darüber schreiben wollte, und der Dritte, um sich und die Anderen zu langweilen, und um das Geld seiner Collegen ins Jenseits, »von wo es nimmer wiederkehrt,« zu befördern.

Diese letzte Philosophie ist jedenfalls eine nicht sehr kopferfordernde und ich bin überzeugt, wenn man den Schöpfer des »Niels Lyhne« in dieser Philosophie geprüft hätte, daß er keinesfalls durchgefallen wäre.

Es scheint, daß die Poeten überhaupt kein Glück haben in der Philosophie. — Giordano Bruno, der Dichterphilosoph, wurde in Rom verbrannt und

Luther, der die Philosophie haßte, wie Heine Sauerkraut und Kirmeßmusik, wäre sicherlich ebenfalls verbrannt worden, wenn er sich dem Teufel — wie er die Philosophie nannte — ergeben hätte. Statt dessen aber zog er der alten Bibel, die durch die vielen Jahrtausende schon ganz staubig, rostig und runzlig geworden war, ein junges, poetisch frisches Gewand an. Man kann nicht glauben, daß »der wissenschaftliche Nußknacker« Bacon der Verfasser der Shakespeareschen Dramen war, weil er philosophirte. Und welcher Mensch nähme nicht den innigsten Antheil an dem erschütternden Schicksale Friedrich Nietzsche's? Er war Dichter und das hätte er bleiben sollen, aber er begann zu philosophiren und da wurde er geistumnachtet. Ebenso bin ich auch überzeugt, daß mein Schuhmacher die allerschlechtesten Stiefel fabricirt, seit er Hegelianer ist. Hegel ist kein Philosoph für Schuhmacher. Wenn ich Letzterem z. B. sagte: »Aber mein Bester, wie können Sie mir solch' ein elendes Paar Stiefel abliefern und es zudem noch so theuer berechnen?« so erwiderte er mit einer klassischen Kälte, die an sibirische Nächte erinnerte: »Mein Herr! in Hegel's »Phänomenologie des Geistes« und in seiner »Religionsphilosophie« auf Seite so und so viel steht, wie Sie wissen, daß ich ein Gott bin. Ergo, wie

können Sie sich erdreisten, mir einen Betrug zuzuschreiben, der sogar weniger als menschlich ist? Ich werde mit Ihnen keine langen Faxen machen, Herr — eh . . . Und wenn Sie binnen drei Tagen nicht bezahlen, wird Sie mein Blitz, das heißt der Gerichtsvollzieher vernichten.« Wenn ich ihm entgegnete: »Nach Ihrer Beweisführung bin ich aber eben so göttlich wie Sie, mein Verehrtester, und unter Göttern darf von Geld niemals die Rede sein«, so sagte er süß und kalt — ich mußte dabei an Gefrorenes denken — »Götter sind sterblich, mein werther Herr; das liest man in den Mythologieen aller Völker bequem nach. Seien Sie überzeugt, daß ich kein Geld fordern würde, wenn mir Jemand meine Lebensmittel borgen möchte. Also ich bitte noch einmal höflichst zu berappen und mir nicht meine Zeit zu stehlen: ich habe für den Gott, Herrn Geheimrath Kroner noch ein Paar Halbschuhe zu sohlen.« Was nützt uns Menschen eine Philosophie, frage ich, die die Schuster und Geheimräthe zu Göttern stempelt?

Dieser Ansicht waren auch die drei Studenten, von denen ich vorhin zu berichten die Ehre hatte: der letztere, der mich zu dieser Abschweifung veranlaßte, hieß Otto Jenner und war einer jener gemüthlichen Saufbrüder, die man leicht an dem dicken, lächelndrothen Schädel erkennt, der gewöhnlich von

Bier und faulen Witzen aufgedunsen ist. — Heraklit »der dunkle« (530 v. Chr.), der das Element des Feuers als das weltbewegende Prinzip betrachtete, machte seiner Zeit eine sehr witzige Bemerkung. Er äußerte: je trockener, das heißt also je feuriger eine Seele sei, desto gelehrter, göttlicher sei sie und daher komme es, daß der Betrunkene, der seine Seele förmlich ersäufe, zum Thier herabsinke. —

Jenner lag noch im Bette, und der Agronom, der schon etlichen hundert Pflanzen den Garaus gemacht hatte und von dieser Schlacht eben zurückkehrte, sagte zu ihm: »Hast Du, Faulpelz, Deinen Kater noch nicht vertrieben? Wieviel Stunden gedenkst Du denn noch mit der Göttin des Schlafes zu buhlen?«

»Ei, Du Kapitalrhinoceros!« entgegnete ihm der Philosoph des feuchten Prinzips, »es kann doch nicht jeder so ein Pflanzenfresser sein, wie Du. Und was diese Göttin anbetrifft, so wäre es mir weit angenehmer, wenn ich eine Göttin von Fleisch und Blut in den Armen hielte. Geh' und bestelle gescheiter ein anständiges Frühstück für meinen jungferlichen Magen, der bereits anarchistische Gesinnungen hegt.«

»Gott erbarme Dich!« flehte der Agronom, »Dein Magen ist ja der größte Wüstling« »Quassle nicht und reiche mir meine Flöte; ich will dem lieben Gott in der Höh ein Ständchen bringen.«

»Oh, nun beginnt die Marter von Neuem«, stöhnte der unglückliche Agronom verzweiflungsvoll; »ich rathe Dir, flöte lieber nicht und erzürne nicht die himmlischen Mächte. Hast Du nicht erst gestern mit Deinem Geblase alle Menschen aus der Wirthsstube vertrieben? Die arme Wirthin verfiel sogar in Nervenzuckungen. Blase doch lieber des Nachts, wenn die Mäuse so furchtbar wüthen. Ich bin überzeugt, daß sie jämmerlich krepiren oder mindestens wahnsinnig werden, wenn Du ihnen Deine Etüde: »Der Einfluß der griechischen Vasenmalerei auf die sexuellen Anschauungen des Mittelalters« vorflötest. Sieh an, da kannst Du gleich das Schöne mit dem Nützlichen verbinden. Vielleicht schenkt uns der Wirth sogar die Zeche dafür.«

»Der Teufel fresse Dich!« entgegnete Jenner, »bin ich hierhergekommen um Mäuse zu vertreiben, oder Euch die schlechte Laune? Bin ich der Rattenfänger von Hameln, oder bin ich Student der Philosophie im sechsten Semester? Du würdest nie so schmachvoll von einer Flöte reden, wenn Du wüßtest, wie Shakespeare dieselbe in Hamlet, dritter Akt, zweite Scene, verherrlicht hat und wenn Dir bekannt wäre, Welch ein wunderbarer Flötist Friedrich der Große war. Habe ich etwa jetzt, wo ich im sechsten Semester stehe, und bereits weiß, daß Sokrates ein griechischer



Philosoph war und Gott sei Dank keine Werke geschrieben hat, nöthig, die Rolle einer Mausefalle zu spielen? Das ist eine grobe Belei— — oh, das ist sehr zweideutig.«

»Im Gegentheil— eindeutig«, wand der Agronom ein: »ich habe entdeckt, daß all dies, was die Menschen »zweideutig« nennen, im höchsten Grade eindeutig ist und werde mir diese Entdeckung patentiren lassen«.

»Ach, das ist mir ganz Wurscht. Du hast mich vorsätzlich beleidigt. Ich bitte um Deine Karte«, sagte Jenner.

Der Agronom reichte ihm etwas verblüfft seine Karte und Jenner schrieb darauf:

»Geehrter Herr Wirth!

Schicken Sie bitte durch das Mädchen sechs Paar warme Würste und etliche Liter Bier herauf; auch etwas Käse. Alles auf meine Rechnung. D. O.

Anmerkung: Es wird wirklich bezahlt.

D. O.«

Dann sprang Jenner auf und ließ die Karte durch einen kleinen Jungen dem Wirthe abgeben.

Der Agronom hatte noch immer keine Ahnung von dem Manöver, das Jenner ausführte: aber er ergab sich

in sein Schicksal und rechnete auf ein Duell. Nachdem die Karte besorgt war, kroch Jenner wieder ins Bett, verstimmte seine Flöte, und begann »den Einfluß der griechischen Vasenmalerei auf die sexuellen Anschauungen des Mittelalters« in herz- und ohrzerreißenden Tönen, herunter zu quixsen und der Agronom, nebst zwei Kanarienvögeln, sowie meine Wenigkeit, waren verdammt zuzuhören. —

Der Agronom bat Jenner fußfällig um Gnade, aber der flötete immer genialer und variirte sein Thema so oft, daß es sich in die Unendlichkeit zog, wie Bandwürmer.

Zum Glück kam der Geograph nach Hause.

»O, Himmel! was hör ich«, sang er verzweifelt und die beste Troubadour-Leonore - Darstellerin hätte nicht ein entsetzlicheres Gesicht dazu schneiden können.

Jenner hörte nicht auf.

»Schon naht die Todesstunde«, sang der Geograph-Manrico, da er sich seiner Haut wehren wollte und bereits anfang hundstoll zu werden.

Dieses Duett war aber der vollständige Ruin des Agronomen, der sich jammervoll auf dem Bauche wälzte und sich sicher aufgehängt hätte, wenn er schon zu Mittag gespeist haben würde.

Jenner war aber ein Mensch, der einen Kopf hatte, an dem zwei große Ohren saßen, durch die er schließlich die flehentlichen Bitten seiner Freunde in sein Herz dringen ließ. Ihn selber ergriffen seine Töne ja nicht, denn er war ein Kollege Beethoven's, wenigstens was die Taubheit anbetrifft. Er ließ sich erweichen und spielte — etwas Anderes, Grandioses, Herrliches, Entzückendes, etwas, das sich immer über dem hohen C bewegte: »Indianergeheul während des Bratens eines deutschen Käsehändlers; tragischplastisches Tongemälde, dargestellt durch die Flöte in siebenundvierzig Abtheilungen von Otto Jenner«.

Das Programm wäre ins Bodenlose, ins Blaue fortgesetzt worden, wenn der menschenfreundliche Wirth nicht die Würste und das Bier heraufgeschickt hätte.

Der Geograph wandelte nach eifrigen Essigbespritzungen unwillig ins Leben zurück und sprach den Würsten als seinen Lebensrettern den tiefsten Dank aus, indem er sie stumm verzehrte.

»Bist Du fertig mit Deinen Feldberg-Studien?« fragte Jenner.

»Ziemlich«, antwortete der Geograph; »endlich weiß ich, daß der Feldberg sehr groß ist: er imponirt mir«.

»Alles Große ist imposant«, sagte Jenner, »sei so gut und pumpe mir ein Fünfmärkstück«.

»Das ist unverschämt«, eiferte der Geograph.

»Unverschämt, wie? Ge—o—graf! Du weißt nicht, daß Konsequenzen da sind, um gezogen zu werden.«  
Zwei Stunden später, als die

Würstchen und das Bier von der Oberfläche des Erdbodens im Schlunde Jenner's verschwunden waren, stellte sich heraus, daß der Agronom durch das Flötengestöhne eine Gehirnerschütterung davon getragen, tiefsinnig ward und nach einem Irrenhaus transportirt werden mußte und die beiden Kanarienvögel den Geist aufgegeben hatten. Die Uhr war sogar stehen geblieben und der Hofhund, der melancholisch wurde, winselte, tobte an seiner Kette und heulte unmenschlich. Ich selbst leide seit jenem Tage an bedenklicher Kopfkolik, ja ich gerathe sogar wenn ich jetzt einer Flöte zuhören muß, in solche Verzweiflung, daß mir in einer Minute vielleicht zwölf Dutzend ganz wahre Stoffe zu fünftaktigen Tragödien einfallen — und das ist ein Unglück für die Herren Theaterdirektoren.

Trotz dieses Begegnisses wanderte ich weiter, kehrte im Vorübergehen in einem armen Bauerngehöfte ein und frühstückte dort.

Die Stube, in die ich eintrat, war niedrig und der tiefblau gestrichene Plafond bestand aus viereckigen Holztafeln. An den Wänden hingen Heiligenbilder und die Bibel fehlte in keiner Ecke. Ein viereckiger, plumper Kachelofen ruhte auf vier Füßen und ringsherum, fast durch die ganze enge Stube, zog sich eine rostrothlackirte Holzbank. Auf der rechten Seite hingen fünf verschieden große Schwarzwälder Uhren, durcheinander tickend, aber alle fünf gingen falsch. Mitten an der Decke baumelte ein kleiner Holzkäfig mit einem Kreuzschnabel, der sich in einem Ringchen wiegte; der im Schwarzwald auf Bauernhöfen stereotype Hund lag an der Thür und hörte erst zu bellen auf, als ihn der Bauer beschwichtigte. Ein kleines, vierjähriges Mädchen, das die gucklochartigen Scheibchen putzte, sah mich verwundert und neugierig an, zeigte der Sonne ihre Zunge und ließ den Putzlappen fallen. Ich wollte ihm ein paar Pfennige geben, aber es lief fort und lachte stoßweise in allen Tonarten. Wunderschöne Zähne hatte es. Hinter dem alten Tische, in eine Ecke geduckt, saß ein zwölfjähriger, bildschöner Knabe. Ich glaubte erst, es sei ein eingeschlichener, fremder Typus, aber es war doch der Sohn des Bauers. Einen übergroßen Kopf hatte er, aber das Mädchengesicht machte ihn schön und interessant. Schwarzes,

verwildertes Haar; große, schwarzglänzende, unheimliche Italieneraugen: eine niedliche leicht gekrümmte Nase: ein schön geschwellter Mund und in dem Kinn ein Grübchen. — Ich fragte ihn, warum er so unthätig dasäße, da sprang er auf und deklamierte mit seltsamem Gesichtsausdruck:

»Ich bin vom Berg der Hirtenknab,  
Seh auf die Schlösser all herab,  
Die Sonne strahlt am ersten hier,  
Am längsten weilet sie bei mir,  
Ich bin der Knab vom Berge . . . ich.«

Der Hund bellte. Der Vater, dem die Augen feucht waren, schlug nach dem Buben, aber der Bursch sprang behende in seine Ecke und glotzte schmunzelnd. Leise bewegten sich seine Lippen und sie lispelten —

»Ich bin der Knab vom Berge . . . ich.«

Der Junge in seiner lumpigen, schmutzigen Tracht war eine Allegorie der Schönheit, ein Plagiat Aphroditens, ein Ebenbild Apollos, — aber er war irrsinnig . . .

### III.

## In Tennenbronn.

Ich hatte mein »vergelt's Gott« gesagt und wanderte weiter.

Das Kollosseum ragender Ruinen und die Tannen, die Steinblöcke und Thäler, die zerfallenen Burgen und Mühlen, die langsam an mir vorüberflogen, ermüdeten rasch mein schwaches Auge und langweilten mich schließlich. Die todtgrauen, düsteren Felsen scheinen historische Denker und die lebenslustigen jungen Bäume erzählen Märchen, die die Nachtigallen ihnen vorgesungen.

Man möchte ob der Schönheit dieses Fleckens Freudenthränen vergießen. Es ist das Werk eines poetischen Gottes . . .

Quellen quirlen aus der Erde hervor, spielend und hüpfend vereinigen sie sich zu einem ansehnlichen Fließchen und brechen plötzlich schäumend hervor. Sie bilden interessante Wasserfälle und stürzen über das bemooste Gestein in das alte Bett herab. Kühne Blöcke liegen in dem nassen Grab — vielleicht schon tausendjährige Zeugen — versteinte, beweglose

Gerippe eines alten, reckenhaften Geschlechts, umspült von krystallhellen Wassern, — es fehlt nur die »Lurlei« Bodenhausens. Die ganze Gegend ist die wohlerhaltene Photographie des Edens; sie schwimmt im Glückshafen wie eine verlassene Nudel in einer großen Suppenschüssel. Wenn man bedenkt, daß man der sündigen Begier eines nackten Weibes den Verlust des wahren Paradieses verdankt, so möchte man alle Weiber

---

Die Gedankenstriche bedeuten — sehr viel. Jeder Strich ist ein Gedanke; aber man darf nicht alles sagen, was man denkt, obgleich man behauptet, daß die Gedanken zollfrei sind . . .

Den ganzen Tag wanderte ich und es war Nachts elf Uhr als ich in Schramberg ankam. Dort übernachtete ich im Hotel Schwan und in einem wunderbar zarten Federpfehl träumte ich einen ganz entzückenden Traum. Nur soviel will ich noch sagen, daß der Traum Almei hieß, goldblondes Haar, ein hübsches Rafaelgesicht und die unschuldigsten Rehaugen hatte.

Das fette, miserable Nachtessen und das warme Bier, das mir mein langer, spinnendürerer Wirth verabreichte, verdroß mich nicht; mich ärgerte nur seine erschütternde Unkenntniß der Naturgeschichte. Als ich ihm nämlich sagte, in meinem Bette habe sich



ein gewisses braunes Thierchen gefunden, da schwor er mit einem vergeistigten Gesicht beim König von Württemberg, daß er nicht verstehe, was ich meine; ob ich von Marienkäferchen spräche?!

Es war schon Spätsommer und als ich des Morgens weitemarschirte lagen dichte Nebel über dem ganzen Städtchen und fünfzehn Schritte vor mir, konnte ich nichts mehr unterscheiden. Aber jede Sekunde fiel der Nebel immer mehr. Rascher, immer schneller. Endlich bemerkte ich schon Dörfer zu meinen Füßen ausgebreitet und es sah aus, als ob Wolken herabgefallen seien, das Panorama verwandelte sich, die Luftschleier zerflossen allmählig und man glaubte der Teufel sei mit allen Hexenkesseln in den Schwarzwald gefahren, so schwamm der Nebel im Thal.

Man wird ordentlich sentimental, wenn man in der wildromantischen Natur lustwandelt, keine andere Stimme hört, als die des eigenen befangenen Herzens, die der rauschenden alten Föhren und des morgenjungen Bachs. Und wenn man die burghohen, ernsten Felsstücke betrachtet, kommt man sich vor wie ein winziger, dahinkriechender Wurm. Der uralte Naturgeist spukt in den Baumwipfeln und mit übermächtiger Gewalt erdröhnt seine Stimme:

»Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, — nicht mir!«

Närrisch surren mir Immen und bunte Schmetterlinge um den Kopf: die rothen Gräser träumen in den Tag hinein, die braungrünen Matten laden zum Schlafen; aber ich steige rastlos aufwärts. Die Füße versagen bald den Dienst — aber das junge Herz hüpfet voraus, die Augen locken fort und der Fuß tappt willig weiter.

Ich komme wieder in den Wald, wo die Bäume singen, die Felsen erzählen und athme die würzigste Luft. Ein heimliches Murmeln höre ich, dann wird es lauter und lieblicher und jetzt tritt mir der silberhelle Quell plätschernd zur Seite. Ueber Geröll und Gestein hinweg bahnt er sich Wege wie ein kühner, ringender Geist. Frösche quaken, schillernde Libellen umflattern gondelnd das Wasser und da, wo das Bächlein einen kleinen Wasserfall bildet, hüpfen schon badende Forellen. Schon glaube ich mich verirrt zu haben und will umkehren, da lichtet sich der Forst, der fröhlich plaudernde Bach rieselt links ab und schweigt endlich ganz, die Sträucher werden seltener — und vor mir breitet sich das idyllischste Dorf aus, gleich einem Gemälde von Schönleber oder von Feuerbach, das mit Blumen und seeligem Frieden überschüttet ist. —

Tennenbronn liegt in einem kesselartigen, zauberschönen Thale und bietet die romantischste Aussicht auf eine weite, wildzerklüftete Umgegend. Das Dorf zählt 382 Seelen und ist in zwei Gemeinden getheilt, von welchen die katholische die überwiegende ist. Sie haben zwei Bürgermeister, zwei Kirchen, — wirklicher Spielzeug für das Riesenfräulein von der Burg Niedeck — zwei Pfarrer, zwei Schulen, elf Wirthshäuser, eine Menge Steuern, aber nur einen Kirchhof . . .

Als ich durch das Dorf ging bimmelte wehseelig das Kirchenglöckchen, dazwischen tönte das seltsam-müde Gebrumm der alten Orgel. Neugierige Köpfchen lugten durch die Fenster, lieblich vollwangige Mädchen kicherten über meine städtische Tracht — aber meine Augen schweiften in einem fort auf einem ernstern, blassen Mädchen, das aussah wie die scheidende Sonne. Ich näherte mich dem Fenster, schwenkte meinen Hut, sprach das übliche »grüß Gott, Maidli!« und störte die Schöne in ihrer stummen Andacht. Sie blickte mich mit ihren großen, tiefen Augen verwundert an, und als ich ihr versicherte, daß ich ihr recht gut, und im Glauben sei, daß sie die Braut jenes Selbstmörders sein müsse, dessen Mutter ich im Freiburger Münster knien sah, da reichte sie mir die blüthenreine Hand wehmüthig aber

versöhnend zum Fenster heraus. Die Hand war mit einem Verlobungsringe geschmückt, auf welchem unheilsagend ein Kreuz eingegraben war.

Ich weiß selber nicht, wie sterbensverliebt ich beim Anblick dieser Hand war —; ich preßte sie innig, so daß die zarte Lilie stark erröthete.

»Sind Sie lange gewandert?« fragte sie mich.

»Ein paar Tage«, gab ich zurück.

»Und als Sie im Münster waren, haben Sie meine Mutter gesehen?«

»Ja, ich sah sie —«

»Woher wußten Sie —«

»Das hat mir der Küster erzählt.«

»Nein; ich meine, wieso wußten Sie, daß ich diese sein muß?«

»Es ist keine mehr im Dorf, die so traurig ist, wie Sie!«

»O, das glaube ich.«

»Und haben Sie nie das Bedürfniß sich auszusprechen?«

»Früher . . . früher . . . aber man hat ja niemand hier, der einem so nachfühlen kann und zu dem man sich aussprechen könnte. Darum habe ich das Alles erstickt und trage es wie eine Bergeslast mit mir herum.«

»Arme Maria —«

»Wie sieht meine Mutter aus? Sie ist wohl sehr gebrochen?«

»Nun freilich —«

»O weh —«

»Wollen Sie sich nicht zu mir aussprechen, Maria? Wollen Sie nicht mir Ihre Geschichte erzählen? Glauben Sie nicht, daß ich aufdringlich sein will: ich denke nur, daß es Ihnen hernach vielleicht etwas leichter sein würde.«

»Meine Geschichte soll ich Ihnen erzählen? Ja, es ist eine sehr seltsame Geschichte.«

»Nun wollen Sie?«

Ihr forschendes Auge begegnete dem meinigen und als wollte sie meine Seele ergründen, so sah sie mich an und sprach:

»Ich rede nicht gern darüber und habe mich noch niemand offenbart. Denn wenn ich anfangen würde zu erzählen, dann würde ich wieder alles durchleben und durchleiden — und das ist nicht gut . . .«

»Wie Sie wollen, Maria! Aber man sagt, daß es gut sei, gerade solche Wunden aufzureißen; — indem Sie es mir erzählen, verringert sich Ihr Schmerz.«

»Eben das fühle ich. Und dieser Schmerz ist noch das einzig Süße, das ich in der Brust trage. Von diesem Schmerz eben lebe ich, wenn ich auch namenlos leide.«

»Nun wenn es nicht sein kann — dann adieu, Maria.«

Ich streckte ihr die Hand entgegen, aber sie nahm sie nicht und sagte:

»Kommen Sie morgen Abend hinter den Kurberg; dort erwarte ich Sie und will mich zu Ihnen aussprechen . . . denn wider Willen vertraue ich Ihnen.«

»Wider Willen?«

»Es ist nicht böse gemeint. Und wenn es böse gemeint sein sollte, und wenn ich Sie ärgern sollte: . . . einer Sterbenden müssen Sie alles verzeihen —«

»Maria —«

»Kommen Sie um sechs Uhr, wenn die Leute in der Kirche sind.«

Hastig schloß sie das Fenster, denn die Bauernmägde wurden aufmerksam. Mit der Hand winkte mir die Bergblume »ade« aber ihre bebende Lippe, ihr innerstes Fühlen und die sehnsüchtig vibrierenden Augen sagten »Auf Wiedersehen!«

Als ich dem Gasthause zuschritt, wandte ich mich noch einmal um, und sah das Haus, welches Maria bewohnte, todtenstill feierlich daliegen. Eine unheilvolle Ahnung durchschauerte mich, und als ich das Kirchenglöckchen fragend anschaute, antwortete

es nicht . . . die letzten Töne waren, wie die einer zersprungenen Saite, sterbend verklungen. — —

Den Tag über lag ich im Walde und dachte an die Tennenbronner Maid. Sie ist ganz Musik, sie ist ganz Poesie: sie ist der Friede und die Liebe selber und Lebenslust erfüllt sie ebenso, wie Todessehnsucht. Sie hat Thränen in den Augen wenn sie lacht, und wenn sie weint, so sieht es aus, als lache sie.

An dies merkwürdige Weib dachte ich und wollte mit ihrem Bilde im Herzen einschlafen. Aber der Schlaf konnte in dieser Luft mein Auge nicht bezwingen. Glücklich war ich, als die schwarze Nacht herabstieg mit ihren großen, goldenen Sternen und als auch sie wieder hinuntersank, verbrachte ich bis zum folgenden Abend den langweiligsten Tag meines Lebens, voller Qual, Unruhe, Neugierde und Mitleid.

---

Ich promenirte schon eine ganze Weile in der Nähe des Kurberges, als ich plötzlich die kranke Maria auf mich zukommen sah.

»Schon lange warte ich auf Sie«, sagte sie.

Noch elender als gestern sah sie aus; aber um so edler und ergreifender.

## IV. Arme Maria.

»Ja, ich warte schon lange auf Sie,« wiederholte Maria, »und daß Sie gekommen sind, das ist mir ein rechter Trost; glauben Sie mir es, Herr.«

»Ein Trost? Nun . . .«

»Ich hatte mir vorgenommen, heute Morgen nach dem Kirchgang zum Pfarrer zu gehen, und ihm zu beichten; denn das Herz war mir so schwer, so schwer. ›Was aber willst du beichten?‹ fragte ich mich. ›Es sind ja keine Sünden, die dein Herz belasten; es ist ein Weh, ein bitterbeklemmender Schmerz.‹ Dann wurde es ruhiger in mir. Jene Ruhe erwachte in mir, die der Oede und Verlassenheit gleicht. In einer seltsamen Aufregung verbrachte ich den ganzen Tag und nun bin ich wieder unruhig und traurig. Jene eigenthümliche Angst hat sich meiner bemächtigt, die einen oft in einer stürmischen Gewitternacht überfällt. Unzufrieden bin ich. Ich fühle, daß mein Herz keine Aussprache mehr erleichtert; es will in ein anderes übersprudeln: es will sich in ein anderes ergießen und



sterben, es will . . . weiß ich denn, was es will? . . . o, hörte es doch am liebsten auf zu schlagen.«

»Meine Maria —«

»Nicht doch!«

»Maria, traute, kranke Maria!«

»O Gott! O Gott!«

»Du hast wohl Jenen, dessen Mutter ich im Münster beten sah, nie geliebt, weil er sich erschossen?«

»Das ist eine traurige Geschichte.«

»Willst Du sie mir erzählen, Maria?«

»N — n — nein.«

»Warst Du ihm untreu?«

»Gott behüte mich!«

»Hat er Dich verführt?«

»O, Herr!«

»Hast Du ihn geliebt?«

»Ich kann nicht sagen, wie!«

»Waren Eure Eltern gegen die Heirath?«

»Unsere Eltern? Nein, sie waren nie gegen die Heirath.«

»Waret Ihr arm?«

»Nein, wir sind sogar reich.«

Das Weib interessirte mich immer mehr, und ohne ihr meine Neugier zu verbergen, fragte ich schließlich:

»War Dein Geliebter krank?«

»Er war gesund und munter, wie ein junges Reh.«

»Nun was sonst?«

»Ich will es Ihnen gern erzählen . . .«

»Ei, das muß ja etwas ganz Seltsames sein,« sagte ich mit unverhehltem Interesse.

Wenn ich hinzufüge, daß sie ein großes, in die Ferne sinnendes Auge hatte, und ein zartes, keineswegs alltägliches Profil, das einen eigenthümlichen Reiz ausübte, so ist meine Gespanntheit doppelt begreiflich. Aufmerksam lauschte ich jedem ihrer Worte; sie begann:

»Ich habe nur noch eine Stiefmutter, Herr. Mein Vater ist nun schon seit einem Jahr begraben und meine jetzige Stiefmutter, das war bereits die dritte Frau meines Vaters. Ich hatte noch eine Schwester in Freiburg; wir waren Zwillinge. Und wir sahen uns so ähnlich, Herr, wie ein Ei dem anderen. Liesbeth hieß meine Schwester. Wir trugen immer gleiche Kleider, waren gleich groß gewachsen, hatten ein und denselben Tonfall in der Stimme und alles: es kam vor, daß selbst der Vater uns beide nicht von einander unterscheiden konnte; von Fremden schon gar nicht zu reden. Ach, unsere Liesbeth war so gut und brav, Herr. — Nur eins hatte sie, was sie von mir unterschied. Während ich mich nie aus unsren Bergen heraussehnte, still und unwissend für mich hinlebte, wie wir alle hier eben leben und aufwachsen, so war

der einzige Wunsch meiner Schwester immer nur die Großstadt. Und als sie siebzehn Jahre alt war, da konnte sie keiner mehr halten . . . keiner . . . keiner . . . nicht der Vater und nicht ich und da ging sie nach Freiburg. Es ist wahr, unsere Stiefmutter hatte ihr arg zugesetzt; aber — ich will mich keineswegs loben — sie hätte aushalten und folgen sollen, wie ich. Sie hätte in der Stiefmutter wenigstens die Frau unseres lieben Vaters schätzen sollen. Nun sie wollte nicht und ging fort. Ich kann Ihnen nicht schildern, Herr, wie traurig und still es von dem Tage ab in unserem Hause wurde; denn sie war ein flottes, lustiges Mädchen und alles, was sie anpackte, bekam Leben. Seit Liesbeth fort war, kehrte Unfrieden und Elend in unserem Hause ein; für mich aber kamen glückliche Tage . . .

Ein armes Mütterchen zog um diese Zeit in unser Dorf, mit ihrem wackeren und munteren Sohn —«

Hier hielt Maria einen Augenblick inne und stöhnte unendlich leise auf.

»O Herr . . .«, sagte sie.

Wohl verstand ich sie, und unterbrach ihren Schmerz mit keinem Laut. Der edle Schmerz führt etwas unbestimmt Heiliges mit sich, und flößt dem unbetheiligten Fremden Ehrfurcht ein und Andacht. Es ist, als lausche man einem Gebet.

»Alle Mädchen vom Dorf,« fuhr sie fort, »hätten sich ihn zum Manne gewünscht, denn er war brav und fleißig. Jedem half er. Der Hirlbauerwittwe hackte er Holz; wenn er einen alten Mann sah, der schwer trug, so nahm er ihm eilig die Last ab; wo es Händel gab, stiftete er Frieden. Wenn ausgelassene Städter in unser Dorf kamen und über etwas spöttelten, so gab er ihnen so treffende Antworten, daß sie beschämt schwiegen.

Und Vieles noch. Was soll ich Ihnen lang erzählen, Herr; nach zwei Jahren war er für den wackersten und fröhlichsten Burschen in der ganzen Umgegend bekannt; die Mutter wurde von anderen Müttern um den Sohn beneidet: der Sohn von den Händelsüchtigen um seine Fäuste, — und selbst unser Herr Pfarrer hätte sich nicht gescheut, ihm seine Schwester zum Weibe zu geben. Aber er kam öfters zu meinem Vater, half ihm, wo er konnte und da sah ich ihn und mochte ihn wohl gerne leiden. Er hieß Friedl und war zwanzig Jahre alt, in der Fülle seiner Kraft, frisch und behende.

Eines Sonntags, wie ich von der Kirche heimkomme, sitzt der Friedl bei meinem Vater in lebhaftem Gespräch. Ich glaubte, daß sie wichtige Geschäfte hätten und wollte erst noch eine kranke Frau besuchen, aber Friedl stand am Fensterkreuz und winkte mir hereinzukommen. ›Ei, wo gehst anne,

Marei? So stolz! Kennst ei'm gor nimmer,« rief er. Er hatte eine schöne, kräftige Stimme. »Wenn D' mi net sehn magst, dann gang i glei furt, aber mir nix dir nix vorbeilafen brauchst grad au nit.« Ich wußte nicht, was ich ihm darauf erwidern sollte, denn in dem Moment vergaß ich ganz daran, daß ich eine kranke Frau besuchen wollte. Ich weiß nicht, weshalb ich das nicht zu meiner Entschuldigung antwortete. Ich schwieg verlegen und trat in die Stube. Und wie ich in der Stube bin, war auch der Herr Pfarrer drinnen, meine Mutter und noch etliche Leute. Jetzt wurde ich aber erst recht verlegen. Friedl steht auf, geht mir entgegen, stellt sich keck vor mich hin und sagt ganz laut: »Möcht'st mi zum Mann han, Marei? Guck, i bin so'n Kerl un fackl nit lang rum. Du bischt so e knizze Krott<sup>1</sup> un i han Di halt gern. Willscht mi?« . . .

Was soll ich Ihnen sagen, Herr . . . ich glaube nicht, daß sie in der Stadt so glücklich sein können, wie wir hier draußen. Acht Tage später war die Verlobung und ein Brautschmaus wurde gehalten, zu dem das halbe Dorf geladen war.

Ja, wir waren endlos glücklich! Ich habe nie geglaubt, daß ein Mensch je so glücklich werden kann. Aber was ist das Glück? Wenn ich im höchsten Glück war, habe ich einen leisen Schmerz dabei empfunden, und war ich voller Seligkeit, dann

verspürte ich auch gleichzeitig den Hauch des Unglücks. Für uns Menschen ist das reine Glück nicht geschaffen, und wenn wir glücklich sind, so fühlen und wissen wir erst, daß wir es waren, wenn das Unglück uns bereits jäh überrascht hat.

So ging es wenigstens mir. Aber die glücklichen Stunden waren Stunden der höchsten Wonne. Und als ich seine Braut war, da habe ich ihn erst recht schätzen und lieben gelernt. Es ist Sünde, aber ich muß es doch sagen: er war klüger, viel klüger als unser Herr Pfarrer. Mit jedem Wesen verstand er zu sprechen; gegen jeden Menschen war er freundlich und für einen Armen hätte er sein letztes Hemd weggegeben . . .

Dann mußte er fort von mir, nach Freiburg, Soldat werden. Ich brauchte ihm nicht Treue zu schwören. Er glaubte meinem bloßen Wort und das hat mich erst recht glücklich gemacht. Es hieß nach drei Jahren, wenn er vom Militär zurückkommt, wird Hochzeit gemacht. Nun ja, so hieß es. Wie schwer und unüberwindlich habe ich mir den Abschied gedacht! Aber es kommt immer anders, als man hofft . . . . Eines Morgens wie ich aufstehe und am Fenster auf den Gutenmorgengruß meines lieben Friedls warte, und vor Sehnsucht und Verlangen bald vergehe, da sagte der liebe Vater zu mir: »Verschrick nit mei' Mädle: Dei' Schatz isch heint morje' furtg'wandert in

d' Stadt nus.<sup>2</sup> Sel'<sup>3</sup> ischt brav un' recht<sup>4</sup> eso. Ich bin kei' Freind vum Abschied nemme. Sel ischt brav vunnem<sup>5</sup>. Er ischt 'n ganzer Kerle, Dei' Fritz. Sei Du numme<sup>6</sup> au'<sup>7</sup> brav un' b'halt 'n im Herze. Greint<sup>8</sup> hat er freili', wie er mir »adjes« g'sagt hat un' er ischt nit gange, bis i ihn in Dei Schlofstube nei g'lasse' hob, daß er di' noch emole<sup>9</sup> recht angucke' kan. Hoscht gor nite g'schpürt, wie er D'r 's Kreizl von der Bruscht losg'macht hat? Hoscht nit emol g'morke«,<sup>10</sup> daß er Dei' staubige Stiefel g'küßt hat? Er ischt 'n recht narrischer Kerle, Dei Fritz. Aber sel dhut nix! Spann' jetzert<sup>11</sup> ei' un' fahr' uff d' Wisse<sup>12</sup> nus; mach' Öhmt.<sup>13</sup> — —«

»Habe ich Ihnen nicht gesagt, Herr, daß unsere Lisbeth schon zwei Jahre in Freiburg war? . . . Ja. Aber ich habe Ihnen nicht gesagt, daß sie uns bittere Schande angethan hat. Sie wurde schlecht. Ich weiß nicht wieso das liebe Mädchen schlecht werden konnte — in unserem Blut lag's gewiß nicht. Wir hatten schon über ein Jahr keinen Brief mehr von ihr, und als der Vater einmal nach Freiburg fuhr, um sie heimzuholen, da kam er wieder allein zurück und sah aus! nicht mehr zum wiedererkennen. In der darauffolgenden Nacht schrie er wie besinnungslos; aber ich konnte erst nicht verstehen, um was es sich eigentlich handelte. Später erfuhr ich, daß die Lisbeth

schlecht geworden war. Ja Herr . . . seitdem kränkelte der Vater, wurde schwermüthig und alt und immer schwieg er, lächelte nie, saß in einer Ecke hinter dem Ofen und schüttelte den Kopf. Und wie oft weinte er! Es glich aber keinem Weinen mehr: die Thränen flossen so reichlich, wie das Wasser aus einem Brunnen. Ach, es ist schwer Jemand weinen sehen, und zudem noch den eigenen, alten Vater, den man so lieb hat. Seine Kräfte nahmen immer mehr ab und das Elend mit anzusehen, war nicht mehr möglich. Drei Jahre später haben sie mir ihn begraben . . .«

Maria schwieg und weinte heftig. Nach einer Weile fuhr sie mit veränderter, gebrochener Stimme fort:

»Friedl und ich, wir schrieben uns selten, weil wir uns das Herz nicht einander schwer machen wollten. Er hatte schon zwei Jahre abgedient, da brach das entsetzliche Unglück über mich herein, an dem wir allein die Schuld hatten, weil wir Friedl nie etwas von unserer Schwester in Freiburg sagten. .

So kam es, Herr . . . mein Friedl traf eines Abends unsere Lisbeth am Arme eines Vorgesetzten und ich weiß nicht, wie er sich so irren konnte und an meiner Treue zweifelte —: er glaubte ich sei es. Er sieht ihr ins Gesicht, die unglückselige Ähnlichkeit mit mir wird meiner Schwester und ihm und uns allen zum Fluch, das Blut drängt sich ihm wild zu Kopfe; er



reißt sie barsch vom Arme des Vorgesetzten los und schleppt sie ein paar Schritte fort, ohne auf den Lärm zu hören, den er schon verursacht hatte. Der Vorgesetzte stellt ihn schroff zur Rede und will ihn schlagen. Friedl, leidenschaftlich, eifersuchtsblind und seiner Sinne nicht mehr mächtig, zieht sein Messer, stürzt sich auf unsere Lisbeth, und sticht sie auf offener Straße nieder . . . er traf sie in die Brust, Herr, und nach zwei Tagen war sie todt, unsere arme Lisbeth. Das Schrecklichste ist, daß sie nicht begraben wurde, wie ehrlicher Leute Kind; man verscharrte sie in einem Winkel, wo kein Baum und kein Strauch blüht, wo nie die Stimme eines Vögelchens hindringt und wo die liebe Sonne nie hinscheinen kann . . . der liebe Heiland wußte was er that, wenn er unseren Vater ein halb Jahr vorher zu sich rief . . . . .

Freilich hat mein armer Friedl seinen unglückseligen Irrthum allzubald eingesehen; aber da war's zu spät.

Ach Herr, wundern Sie sich nicht, daß ich Ihnen Alles so ruhig erzählen kann und daß keine Thränen mein Auge benetzen . . . ich kann nicht mehr weinen; ich habe so viel geweint, so viel . . . ach, wenn ich vorher nicht wußte, daß ein Mensch so unendlich glücklich werden kann, wie ich es war, so wußte ich auch nicht bevor dies Unglück kam, daß ein Mensch

so unglücklich sein kann, wie ich es wurde: so unglücklich.

Was ist zu erzählen, Herr? Mein Friedl wurde zu ewigem Kerker verurtheilt: aber der Kaiser begnadigte ihn zu zehn Jahren. Wäre das für ihn und mich nicht auch ewig gewesen? War mir doch, wenn er mich bloß eine Sekunde im Arme hielt, diese eine Sekunde eine ganze Ewigkeit unsagbaren tiefen Glücks.

Ich reiste zu ihm, um ihn zu trösten . . . aber als ich noch in der Eisenbahn dahinfuhr, fühlte ich schon im Voraus, wie ohnmächtig mein Trost sein mußte.

Können Sie sich das Wiedersehen ausmalen, Herr? Ich sah nicht meinen Friedl, der mein Lebensglück war, der meine ganze Seele war, ich sah einen irrsinnigen, gebrochenen Greis —

Und ich mußte noch mehr sehen . . . ich mußte sehen, wie die Scherben meines Glückes ganz zertrümmert wurden.

Er gab mir das Kreuz zurück, das er mir in Liebe stahl, als er mich verließ; aber ich nahm es nicht. Er wollte niederknien und meine bestaubten Schuhe küssen; aber ich duldete es nicht. Denn was soll ich Ihnen sagen, Herr! Ich liebte ihn noch mehr wie zuvor. Und mein schwaches Herz konnte sich nicht dämmen, ich glaubte ihn zu trösten, wenn ich ihm stammelnd gestand, wie sehr ich ihn liebte; aber kaum war es

ausgesprochen, da sieht er mich an mit gierigem, jammervollem Blick, mit einem Blick voll der höchsten Liebe und Leidenschaft und der qualvollsten Zerrissenheit und Entsagung — und da blitzt es und glitzert es mir vor den Augen . . . mein Friedl schoß — ich wußte in dem Augenblick der Verwirrung nicht, ob auf mich, ob auf sich — und als sich der Rauch verzog, lag zu meinen Füßen — seine lächelnde — — — Leiche . . . ah . . .

Ja, er ist todt, mein Friedl . . . er ist todt . . . und mein Glück ist todt und mein Leben; alles was ich besaß, hab ich verloren . . . Wer, Herr, möchte mich schelten, wenn ich unausgesetzt an ihn denke? Kann ich es meinem krankhaften Schlafe verbieten, daß er mir den blutigen, lächelnden Leichnam meines lieben Friedl vor die Seele zaubert?

Wer wird sich wundern, Herr, wenn auch ich in ein paar Tagen sterbe? Keiner . . .

Ich habe es erkannt: Das Glück wohnt beim Unglück und das Leben ist nur für die, die nie ganz glücklich und nie ganz unglücklich sein können. Warum müssen die Menschen elend sein, verzweifeln und sterben in dieser schönen, sonnigen Welt, die ich so innig liebe?!

. . . Wenn Sie wieder einmal hierherkommen, dann gehen Sie auf den kleinen Kirchhof, Herr, und

besuchen mein Grab. Wenn Ihnen dann diese Geschichte wieder in Erinnerung kommt, dann werde ich wohl in den Armen meines lieben Friedl liegen und auf Sie herabschauen. Passen Sie gut auf, ob Sie dann nicht dieses traurige Lied leise in der Luft schwirren hören, das ich Ihnen singen will. Ach, ich glaubte früher, daß der Mensch, nur wenn er recht glücklich ist, singen kann; aber jetzt weiß ich, man kann auch singen, wenn man recht unglücklich ist . . . Fühlen Sie, wie die Luft zittert? Das Lied paßt trefflich hinein . . .

Die Abendglocken klangen  
Schon durch das stille Thal,  
Da saßen wir zusammen  
Da droben wohl hundertmal.

Und unten war's so stille  
Im Lande weit und breit,  
Nur über uns die Linde  
Rauscht' durch die Einsamkeit.

Was gehn die Glocken heute,  
Als ob ich weinen müßt'?  
Die Glocken, die bedeuten,  
Daß meine Lieb gestorben ist.

Ich wollt, ich läg' begraben,  
Und über mir rauschte weit  
Die Linde jeden Abend  
Von der alten schönen Zeit.

Adjes Herr! . . . . .«

Als die letzten Töne des Liedchens, das Maria weich und elegisch in die Luft hinaussang, verklungen waren, wollte ich ihr etwas sagen, einen Dank stammeln, Trostworte suchen — aber sie war schon verschwunden und neben mir stand nur noch ein verkümmerter Brombeerstrauch, der sich leise im Winde bewegte und mich mit seinen unreifen, hellrothen Beeren recht verrückt ansah.

**Todtgeweihte.**

*Skizze.*

Zwischen Tennenbronn und dem Mönchshof liegt ein Stückchen Erde von gigantischer Schöne und den Bäumen dort ist eine wunderbare Poesie eigen.

Unmittelbar an diese Landschaft grenzt der Remshof.

Es ist ein einstöckiges, einfaches Gebäude, das auf einer steilen Anhöhe liegt und sich langhindehnend, wie zum Schlafe ausgestreckt hat. Die äußere Fassade ist mit einem sympathischen Blau überstrichen und gewährt in ihrer grünen Umgebung einen überaus guten Eindruck. Das auf den Höfen sonst übliche Strohdach fehlt hier. Das Haus ist im Gegentheil mit buntfarbigen, glänzenden Dachziegeln bedeckt und gleicht fast einem städtischen, modernisirten Bau. An der Front des Hauses ist ein Jesumonument aus Holz angebracht, das eigenthümlich genug aussieht. Man könnte den aus Holz geschnitzten Jesus sehr originell nennen. Unter seinen Armen schweben plump und unbeholfen geschnitzte Engel, die kleine Becher in den Händen halten, worin sie symbolisch das hervorsickernde Blut auffangen. Auf dem Sockel ist eine bekannte, heilige Inschrift zu lesen.

Der Besitzer dieses Hauses ist weit und breit durch seinen Reichthum und unter dem Namen »der Remsbauer« bekannt.

Bei ihm kehrte ich ein. —

Es war sehr ruhig in dem Hause, trotz der vielen Mägde und Knechte, die geschäftig hin- und herliefen.

Der Remsbauer hatte, wie die meisten Schwarzwaldbauern, ein glattrasirtes Gesicht, und sah einem gutgemästeten Gastwirth ähnlich. Er war zuvorkommend, immer heiter, immer witzig, duzte jeden Menschen und glaubte keinem Menschen.

Mit dieser Fröhlichkeit hatte es aber seine eigene Bewandniß . . . es war etwas Eingelerntes, Ueberlautes in ihr. Indeß das bemerkte ich erst am anderen Tage, als ich in den Heuschober ging. Als ich nämlich dort eintrat, kam gerade ein krankes, wie eine Sonnenblume aufgeschossenes Mädchen heraus; ihre Gesichtsfarbe war grün und gelb: eine Mischung von untergegangenen Hoffnungen und lebenssüchtigem Neid. Dabei hatte sie sympathische, verweinte Augen, deren Farbe ich nicht erkannte, und traurige, aber höchst angenehme Züge. Es war eine Blondine. Sie schritt an mir vorüber und nun sah ich eine andere, noch seltsamere Gestalt vor mir.

Auf einem Heuhaufen lag ein greiser Mann und athmete den belebenden Duft der Heublume ein,



immerfort an einem Halme kauend. Das Haar hing ihm verwirrt ins Gesicht, das zusammengefallen war und die Knochen der Wangen scharf und spitz hervortreten ließ. — Ich ging auf ihn zu und wollte mich mit ihm in ein Gespräch einlassen; er wehrte aber, sobald er dies merkte, mit der knochenmageren Hand ab und mit verschleierter, todesdumpfer Stimme sagte er:

»Geh, geh — laß mich in Ruhe. Der Tod hat mich am Flügel erwischt. Sieht man's denn nicht? Mit der Brust hab ich's zu schaffen . . . verstehst das? . . . mit der Brust. Das nennt man die Wassersucht. Ach, einerlei ist's mir, wie man es nennt. Es geht eben einfach zu Ende mit mir . . .«

Er schwieg beharrlich: ich blieb aber trotzdem stehen und sah ihm lange zu, bis er wieder zu mir aufblickte und tonlos sagte:

»Der drinnen ist schuld.«

»Woran?«

»Drinnen — der . . . weil ich krank hin.«

»Wer ist schuld?

»Drinnen — mein Sohn . . . verstehst Du mich denn nicht, Tauber? Der Remsbauer sag' ich, ist schuld, der Satan.«

Er fixirte mich ängstlich, als ob er schon zu viel verrathen hätte, und schloß dann müde seine blauen,

düsteren Augen, indem er den Kopf schwer herabfallen ließ. Ich ließ ihm keine Ruhe und fragte neugierig, obgleich mit dem anscheinend gleichgültigsten Tone: »Wieso sollte er schuld sein?«

»Was?« fragte er, wie aus dem Schlafe erwacht.

Ich wiederholte meine Frage.

»Er ist schuld,« sagte der Alte dann, »daß seine Tochter ebenfalls sterben wird . . . hast Du sie gesehen, seine Tochter? Ich bin ihr Großvater und sie liebt mich sehr. Auch ich sie. »Väterchen« nennt sie mich; sie liebkost mich oft und hat ein gutes Herz. Sie streichelt mir oft die Wangen und glättet mein Haar. Ist das nicht christlich?«

»Ja, gewiß.«

»Nun denn. Schwer hat er sich vergangen an dieser und schwer hat er sich vergangen an mir. Weißt Du, was sie öfters zu mir sagt? Sie kommt hie und da hierher zu mir — fast den ganzen Sommer liege ich hier, weil es sehr schön ist auf diesem Heuboden — nun, und da kommt sie ein paar Mal des Tages hierher und sagt, daß sie sich gewaltsam das Leben nehmen wird. Du mußt auch begreifen, warum sie das sagt. Es ist nicht ohne Grund. Sie sagt es, weil ich ihr keine Ruhe lasse und ihr stets einpauke, daß sie nicht mehr so viel werth ist, um auf dieser schönen Welt zu leben, obgleich — sieh mal an, was für ein Kerl ich bin! —

obgleich sie das einzige Kind ist. Aber ich sage es und sie wird folgen; denn sie liebt mich sehr. Für mich thut sie alles. Da war sie einmal ein halbes Jahr lang in der Stadt. Was hat so ein reiches Kind in der Stadt zu suchen, frage ich aber? Dienen braucht sie nicht: es giebt hier im Hause Geld genug. Was denn? Hm, Du? Na, der Teufel hole die Stadt. Warum? Darum. Kennst Du die Stadt nicht? Du weißt doch auch, was man dort aus einem unerfahrenen Mädchen macht. Sage einem Mädchen aus unseren Bergen: thue das! Sofort thut sie es, ob es gut ist, oder schlecht; weil sie es nicht anders weiß. Sie folgt eben . . . da liegt der Knoten . . . Ich bin noch nie in meinem Leben aus diesem Gehöfte herausgekommen und habe dennoch gelebt dabei; aber mein Sohn, so ein Satan, der war beim Militär in der Stadt und ist dann noch so und so viele Jahre in der Stadt herumgehockt. Dort hat er lachen gelernt, hat lügen gelernt und alles andere Teufelszeug noch, das ich nicht verstehe. Nun auf einmal kommt er heim, heirathet eine Ixbeliebige und seine Frau schenkt ihm eine Tochter und stirbt. Stirbt. . Gott sei Dank! kann man sagen.«

»Warum Gott sei Dank?« fragte ich.

»Das ist Nebensache. Wenn ich Dir so sage, dann ist es so. Verlaß Dich drauf. Meinst Du, daß ihn der Tod seiner Frau vielleicht gerührt hat? I, dann bist Du

auf einem Holzweg. — Diese Tochter wird groß und da setzen sich dem Kerl närrische Mucken in den Kopf. ›Die muß hinaus in die Stadt,‹ schreit er mir den ganzen Tag den Kopf voll; ›die muß die Leute und den besseren Umgang kennen lernen; die soll mir mal nicht so dumm werden und blöde, wie die hiesigen Bauernweiber: die Stadt soll ihr den nöthigen Schliff beibringen,‹ nun, und der Teufel hat es gesehen, was sie noch alles soll und muß. Du bist ein vielgereister Mann; sage Du: sind unsere Bauernweiber wirklich so dumm und blöde?« wandte er sich mir zu, und ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr er fort:

»Und wenn sie es auch sind, so sind sie glücklich wenigstens. Nun wirst Du eben so gut wissen, wie ich, daß man seine Familie vor allem glücklich wissen will; alles Andere ist einem gleichgiltig. Darum habe ich gesagt, was hat sie schon davon, wenn sie gescheit und hell, aber verflucht unglücklich dabei ist und von Grund und Boden aus verdorben? »Was verstehst Du davon,« sagte er, »Du bist noch von der alten Welt und verstehst das nicht; halt den Mund, Vater, und rede mir in meine Familiensachen nichts hinein.« Nun, siehst Du, ich bin nicht zum Herumstreiten geboren. Ich bin ein Mensch, der den Frieden lieb hat und halte lieber das Maul. Alles dem Frieden zu liebe . . . — Also was thut er aber? Er schickt sie in die Stadt — es ist noch

gar nicht so lange her — und ich, ich weiche ihm aus und halte mich da auf, wo ich ihn nicht zu sehen kriege. Seitdem — siehst Du — ist es vorbei mit mir. Ich spiele nicht mehr mit dem Hund, füttere das Vögelchen nicht mehr. Es wird kein Wunder sein, wenn es eines schönen Tages das Köpfchen auf die Seite legt. Jawohl, so traurig ist Alles, ja. Keiner ist da, der mir die Haare glättet, keiner, der mir die Wange streichelt, keiner der »Väterchen« zu mir sagt. Mein Sohn aber lacht beständig; ja, er lacht . . . Wer weiß aber, ob er des Nachts nicht weint. Das macht mir auch Sorge genug. Denn wie schlecht das Kind auch ist, man ist immerhin ein Vater, und es ist das eigene Blut. Er ist stolz und zeigt es nicht gerne, daß es auch noch andere Dinge in seinem Hause giebt, als Glück und Reichthum . . . o ja . . . Unglück ist genug da; aber er verbirgt es ängstlich, und wie ängstlich! Er hat den Ruf, daß er der Reichste und Glücklichste ist . . . er mag den Ruf behalten, meinerwegen. Der Ruf lügt aber — ich bin der Vater und sehe die Wahrheit. Keiner kennt das Herz seines Kindes besser, als der Vater . . . Einerlei ist es . . . einerlei. Du siehst es ja, daß ich schwer krank bin . . . umsonst, mein Freund, sehe ich nicht so aus. Glaubst Du, ich werde es noch lange mitmachen? I — wo denkst Du hin: ich mache

es nicht mehr lange mit. Dann kann er anfangen, was er will. Hörst Du . . . nun geh, geh. Geh, bitte.«

Der Alte war plötzlich im lebhaftesten Sprechen eingeschlafen. Ich stand und betrachtete den zusammengebrochenen schwerkranken Greis, und getraute mir nicht einen Schritt zu machen, weil ich befürchtete, ihn dadurch zu wecken. Die Heublumen dufteten aber so stark und lieblich, daß ich unwillkürlich tief Athem holen mußte, wodurch der Alte wieder erwachte.

Er schlug die Augendeckel auf und sah mich gar nicht an. Offenbar sammelte er seine Gedanken und dann murmelte er mühsam und schwer vor sich hin:

» . . . .Helene . . . . komm her, mein liebes Kind, gutes . . . sage mal »Väterchen« zu mir . . . »Väterchen . . . .«

**Brüder.**  
*Erzählung.*

In dem, auf einem flachen Waldhügel einsam gelegenen Hause der Wittwe Burauer spielte sich eines Tages ein Drama ab, wie es schon seit den urdenklichsten Zeiten die menschliche Seele bewegt und das immer jung bleiben wird, wie die Liebe . . . es ist der Haß . . . . .

Die Familie Burauer ist in Schiltach wohlbekannt. Der Mann, seines Rufs nach Oekonom, starb vor mehreren Jahren und hinterließ seiner Frau und seinen zwei Söhnen ein ansehnliches Vermögen, das sie in die Lage setzte, sorgenfrei, ja sogar üppig leben zu können.

Unter einem üppigen Leben versteht ein Bauer aber etwas ganz anderes, als der Städter. Es ist keine Rede von Salons, Teppichen, Nippes, Bildern — und wie alle die dem gutsituirten, verwöhnten Stadtbewohner unentbehrlichen Dinge heißen. Man dinirt bei einem reichen Bauer auch nicht um sechs Uhr des Abends. Man speist in der großen, reinlichen Wohnstube des Mittags um zwölf Uhr auf dem ungedeckten, einfachen, hölzernen Tische. Da trägt die Frau eine große, irdene Schüssel voll Kartoffel auf, eine ebenso große Schüssel voll Reisbrei und einen Teller voll



Schweinespeck; ferner einen Laib Brot. Vor Jeden stellt sie einen zinnernen Teller hin, legt Messer, Gabel und Löffel dazu, und wenn nun alles um den Tisch herum sitzt, faltet die Frau ihre Hände zum Gebet. Alle anderen schauen entblößten Hauptes auf ihre Brust herab und denken — was sie wollen. Die Frau selbst betet aber auch nicht. Sie blickt einfach zwei bis drei Minuten wehmüthig auf ihre gefalteten Hände, setzt sich dann auf ihren Platz, und nun beginnt Jeder nach Leibeskräften zuzugreifen. Vertheilt wird das Essen nicht, selbst wenn ein Gast am Tische sitzt. Jeder nimmt sich, wieviel er Lust hat und hört auf, wenn er genug hat. Mit einer ebenso stummen Andacht wie die Mahlzeit eröffnet wird, wird sie auch beschlossen. Während der Mahlzeit läßt man die Hühner in die Stube, damit sie die herabfallenden Brosamen und Kartoffelstückchen aufpicken. Gesprochen wird die ganze Zeit über kaum eine Silbe.

So ging es auch bei Burauers zu, so lange ihre beiden Söhne noch Kinder waren. Da zeigte sich aber, daß der jüngere und aufgeweckte Sohn Alfred, Anlagen zum Studiren hatte; in folgedessen mußte man ihn in die Stadt schicken, damit er im dortigen Gymnasium eine gute Vorbildung erhielt. Natürlich mußte man ihn auch fein kleiden und auf sein

Benehmen ganz besondere Sorgfalt verwenden. Kurz, man mußte seinen älteren Bruder Jörg erklärlicherweise in allen Stücken hintenansetzen. Jörg war träge, langsam denkend, sehr bequem und sehr neidisch.

Alfred wurde aufs Gymnasium geschickt. Der Einfluß der Stadt machte sich bei ihm sehr bald geltend. Der Lärm, das immerwährende Wagengerassel und die stets abwechselnden Physiognomieen blieben nicht ohne Eindruck auf ihn, und den pikanten, nervösen Reiz, den die Stadt durch ihre raschen Abwechslungen bot, gewann er bald lieb und in kürzester Zeit war er ihm unentbehrlich. Er suchte, wo er konnte, die Aufregung, vernachlässigte dabei aber keineswegs die Arbeit. Er galt für einen der besten Köpfe, eilte im Lernen immer voraus und war der Schulbank schnell überdrüssig geworden.

Jörg wurde jähzornig, fauler, stummer und dicker.

In den großen Ferien reiste Alfred nach Hause, und der kurzwöchentliche Aufenthalt in seiner Heimath zeigte ihm, daß er sich seiner Angehörigen immer mehr entfremdete. In den ersten Ferien war ihm das ländliche Stillleben, die Naivetät seiner Eltern, die Dummheit seines Bruders eine Erholung, eine Wohlthat, ein Ansporn. Er ließ es nicht zu, daß die Mutter während seines Aufenthalts in der Heimath

bessere Gerichte auf den Tisch brachte, an die sich sein Gaumen in der Stadt gewöhnt hatte. Die Hühner durften sogar wie früher, während dem Essen, in der Stube nicht fehlen, und das, was ihm früher etwas Selbstverständliches, Natürliches war, kam ihm jetzt komisch und seltsam vor, obwohl er es gerade seiner Ungeschminktheit halber kindlich liebte. Er schweifte in dem Gewäld umher, nahm die Reize der Umgebung in sich auf, dichtete die Natur an, und las seine holprigen Verse zu seinem eigenen Gaudium am Tische vor. Daß ihn keiner verstand, wenn er »von des Waldes wunderbarem Zauber«, von »wildromantischen Thälern« und »zerklüfteten Felsen« sprach, das machte ihm Spaß, das ergötzte ihn.

Jörg hörte allem gleichgiltig zu, grinste, wo es nicht am Platze war und blieb stumm; innerlich aber nährte er einen unbändigen Haß gegen seinen Bruder und dachte, »wart nur, alter Freund! Dich kriegen wir schon.«

In den nächsten Ferien langweilte sich Alfred schon ein bischen und als er im dritten Jahre zum Besuche in der Heimat weilte, fehlte ihm auffallend der Strudel der Großstadt mit seinen Freuden und Lastern.

Während der ersten drei Jahre der Gymnasialzeit hatte er ein altes, verblaßtes Bildchen seiner Eltern auf

seinem Arbeitstische stehen; dies wurde nun mit dem Bilde eines jungen Mädchens vertauscht, das er einmal im Zirkel seiner Freunde kennen gelernt und sich in dasselbe verliebt hatte. Sie schenkte ihm ihr Bildniß und einige Wochen später sah er dieselbe Photographie über dem Bette eines seiner Kameraden hängen. Er sprach kein Wort darüber, ging gleich nach Hause, warf das Bild in den Ofen und stellte wieder das seiner Eltern an dessen Platz.

Aber in der Correspondenz wurde er nachlässiger. Der Vater überraschte ihn einmal mit seinem Besuche und fand den Sohn sehr heiter und sehr fleißig; aber etwas mager. Glücklich reiste er wieder nach Hause. Das Abiturientenexamen bestand Alfred vorzüglich und nun bezog er eine norddeutsche Universität. Das freie, ungebundene Wesen auf der Hochschule imponirte ihm; die mächtigen Anregungen, die er da empfing, eröffneten ihm neue, weite Ausblicke; er besuchte die Theater, studirte eifrig, so daß er im Allgemeinen recht zufrieden mit sich war. Die Philosophie reizte ihn am meisten. — In diesen Tagen war es eine Seltenheit, wenn er einmal nach Hause dachte, und die Eltern hatten sich schließlich daran gewöhnt, ihren Sohn entbehren zu müssen. Wenn aber von ihm gesprochen wurde, hieß es nur »unser Doktor«; Jörg war der Knecht.

Plötzlich starb der Vater. Alfred stand mitten in seinen Studien und konnte deshalb nicht zum Begräbniß kommen. Uebrigens empfand er den Verlust seines Vaters gar nicht so außerordentlich schwer. Seit dem Tode des Vaters nahm Jörg die Leitung des Hauses und aller seiner Obliegenheiten in die Hände. »Nun, Brüderchen, jetzt bin ich der Herr!« dachte er, »Dir wollen wir schon heimleuchten; abwarten.«

Alfred übersiedelte nach Berlin, um daselbst etliche Semester zu verweilen. Der Eindruck des Wogens und Treibens in der Reichshauptstadt war nicht so gewaltig, wie er ursprünglich erwartete. Im Gegentheil: je mehr er sich in das geräuschvolle Leben stürzte, desto größere Sehnsucht empfand er nach Einsamkeit. Schal und ekel kam ihm Alles vor. Wenn er eine Parallele zwischen sich und seinem Bruder zog, freute er sich zwar, wie viel höhere Gedanken und Anschauungen ihn beseelten und trugen, und doch schien ihm die Heimath mit ihrer bäuerlichen Naivität und die Unschuld seiner Kindheit ein ebenso kostbarer Schatz. Der Trubel des öffentlichen Lebens einerseits, und die ewige Grübeleien über philosophische Systeme und psychologische Aufgaben andererseits, hatten ihn nervös gemacht und ein mächtiges Ruhebedürfniß, eine unnennbare

Sehnsucht nach den stillen Fluren und Wäldern, bewältigte sich seiner.

Für seine Mutter war es ein freudiges Ereigniß, daß der Sohn ihr mittheilte, die nächsten Sommerferien bei ihr verleben zu wollen. Jörg aber blieb still und lächelte wie ein Teufel vor sich hin.

Das Wintersemester verstrich rasch und Alfred reiste in seine Heimath. Die Mutter empfing ihn mit außerordentlicher Freude; Jörg hatte jedoch einen Tag vor der Ankunft seines Bruders zufällig in der Stadt zu thun, wo er etwa noch fünf Tage verweilte. Die Abwesenheit Jörg's verstimmte aber Alfred sehr; er war unbefriedigt, nervös, grüblerisch und launenvoll; fand kein Wort für das, was ihn ärgerte, verzehrte und aufrieb. Der Mutter traten Thränen in die Augen, wenn sie ihren so ganz veränderten Sohn ansah; aber sie verbarg ihren Schmerz so gut sie konnte.

Am fünften Tage kam Jörg nach Hause. Die Mutter war gerade auf einem weitabgelegenen Felde beschäftigt, als sich zwischen den beiden Brüdern folgender Auftritt abspielte.

Jörg trat herein; keine Umarmung, kein Gruß, kein Lächeln. Er warf einfach seine Mütze unter den Tisch und setzte sich.

»Eh — bist Du auch wieder einmal da, mein Brüderchen«, sagte er — nicht ohne Ironie.

»Du siehst es«, antwortete Alfred ruhig; »wie geht es Dir Jörg?«

»Oh, zu Hause ist es schön; besonders wenn man sein eigener Herr ist. Wie soll's gehn . . . gut . . . und Dir?

»Mir auch. — Was treibst Du denn so lange in der Stadt?«

»Man hat allerhand Geschäfte, Doktorchen, wovon Du nichts verstehst . . .«

»Ich gebe es zu; Alles kann man nicht verstehen. Aber Du wußtest doch, daß ich schon zwei Jahre lang nicht mehr daheim war und doch bliebst Du so lange fort.«

»Oh jerum, Brüderchen! Deine Sehnsucht nach mir wird nicht so groß sein.«

»Einerlei —«

»Wenn Dir so viel an mir liegt, warum hast Du mich nicht einmal umarmt, als ich hereinkam?«

»Das hättest gerade Du thun müssen. Denn ich bin Gast hier.«

»Ach was . . .«

»Warum sagst Du das, Jörg?«

»Weil es mir Spaß macht.«

»Sage, hast Du wenigstens gescheite Geschäfte abgeschlossen in der Stadt?«

»Gescheitere, als Du mir es zutraust, Doktorchen. Geschäfte von denen Du nichts, gar nichts verstehst, sage ich Dir!«

»Ja ich bin auch kein Landwirth, mein Bruder.«

»Und ich kein Doktor, mein Brüderchen.«

»Du bist ärgerlich, Jörg!«

»Du bist wüthend, Alfred!«

»Weswegen sollte ich wüthend sein?«

»Weswegen sollte ich ärgerlich sein?«

»Vielleicht weil ich hier bin, Jörg?«

»Vielleicht umgekehrt, Alfred?«

»Im Ernst! Sage die Wahrheit!«

»Kruzi Türken! Du gehst mich ja nix an.«

»Ei, warum?«

»Ei, darum.«

»Hab ich Dir denn was gethan?«

»Du — —? hahahaha.«

»Warum lachst Du denn?«

»Weil ich will.«

»Du hast Dich sehr verändert, Jörg.«

»Geht das Dich was an?«

»Nein. Aber —«

»Glaubst Du, nur Du bist gescheit und sonst Keiner?«

»Ich prahle ja nicht mit meiner Gescheitheit.«



»Nun, wenn Du damit nicht prahlst, womit prahlst Du denn? . . . oh jerum — schrum — bum.«

»Komisch.«

»Was, komisch! Laß die Leute in Ruh.«

»Welche Leute?«

»Mich.«

»Du bist doch mein Bruder.«

»O Du, mit Deiner Spitzfindigkeit! Denkst Du, wenn Du sagst, ich sei Dein Bruder, dann glaube ich es Dir

gleich? Oder dann wüßte ich nicht, was Du denkst? Dann denkst Du, »der Jörg ist doch mein Fußlappen.« O, die Schliche kennen wir. Auf den Kopf gefallen bin ich nicht.«

»So steht's — Jörg?«

»Ja, so steht's — Brüderchen.«

»Das ist alle Deine Liebe für mich?«

»Pfeif' Dir drauf! Wer hat denn davon geredet?«

»Was soll das viele Reden; es ist ja nicht fertig zu werden mit Dir!«

»Nun, dann geh, wo Du hergekommen bist.«

»Das mache ich wiederum, wie es mir paßt. Zu Dir bin ich ja nicht gekommen; bilde es Dir nicht ein, sondern zur Mutter.«

»Ei, Du Muttersöhnchen . . .«

»Reize mich nicht länger, sonst —«

»Was?« fuhr Jörg auf, seine richtige Larve zeigend, »was, Du ausgemergeltes Bübchen willst mir drohen? Hast Du Dir meine Fäuste recht betrachtet? und meine Arme, he? Deine sind Bohnenstöckchen dagegen.«

Alfred konnte sich nicht länger zurückhalten, und aufbrausend sagte er:

»Du bist ein Vieh, Jörg. Laß Dir sagen, daß Du ein rohes Vieh bist; der Neid spricht aus Dir, Du Bauernflegel. Du solltest, wenn ich auch jünger bin als Du, einen gebildeten Menschen in mir schätzen, Du Kaffer. Blase ich mich denn auf vor Dir? Oder bist Du es, der mir ausweicht? Auf was bist Du denn so stolz? Auf Deine Rüben? Auf Deine Säue? Beide werden von allein groß. Ich aber allein werde unserem Namen einmal Ehre machen.«

»Du?«

»Nun ja, Du Bauer.«

»Du wirst sehen, es kommt anders, Brüderchen. Ich werde unseren Namen bekannt machen und nicht Du.«

»Du? hahahaha. Du? Du?«

»Ja . . . Brülle, brülle, Doktorchen.«

»Ah — Und rasend vor Wuth stürzte sich Alfred auf seinen thörichten Bruder und versetzte ihm einen Schlag. In Jörg erwachte jetzt der seit Jahren herumgetragene Neid und Groll und nun begann zwischen beiden eine regelrechte Prügelei. Jörg schlug

wie ein wuthschnaubender Stier um sich und bald unterlag der schwächliche Alfred.

»Eh — Du, das ist für das!« murrte er und bearbeitete den jüngeren Bruder, indem er auf seinem Leibe kniete und die nervige Faust unaufhaltsam auf den Kopf Alfreds herabsausen ließ, »das ist für das! Und das, Doktorchen — gehört auch Dir. Und das — und das — und das. Oh — Du ver — fluch — ter Kerl. Den Hals dreh ich Dir um. Da — da — da — warte, ich habe noch einen großen Vorrat davon — da — da. Bist Du nun zufrieden? Gefällt Dir der Empfang? Ei sieh, wie Du jappst, Lumpenkerl. Da — da — das hat getroffen. Siehst Du, wie die rothe Brühe davonläuft.«

Immer sinnloser schlug Jörg zu. Alfred, den die Kräfte verließen, konnte sich kaum seiner erwehren. Das Blut lief ihm schon aus einer Kopfwunde über das Haar, über den Hals, den Rücken entlang; auch rann es aus einer anderen Wunde auf die Bodendielen. Jörg erging sich in allerlei Schimpfworten und Ausrufungen, preßte seinem Bruder den Hals zusammen und versuchte ihn in seiner Raserei zu erwürgen. Alfred, die letzte Kraft zusammenraffend, machte sich mit einem gewaltigen Rucke frei und bekam Jörg unter sich. Der Kampf begann wieder; aber jetzt auf Tod und Leben. Kein Wort, kein Schrei,

kein Schimpf fiel. Sie schlugen einander die Fäuste ins Gesicht, aber Jörg blutete noch nicht. Mit verzehnfachten Kräften wälzte er nun Alfred von sich, packte ihn um den Leib, hob ihn empor, und schleuderte ihn mit aller Wucht zur Erde, daß der Kopf hart auf den Boden aufschlug.

»Mutter. « schallte es weithin . . .

Alfred hatte die Augen geschlossen und nur die Lippen zuckten leise und murmelten das süße Wort »Mutter!« . . .

Jörg stand auf und als er allmählich zur Besinnung gekommen war, stürzte er an den Schrank, entnahm ihm an Geld, was er gerade zusammenraffen konnte und lief fort.

Hinter ihm her rauschten die Bäume des Waldes und die Zweige neigten sich vor dem Winde.

Er lief fort und fort.

Unterwegs säuberte er sich von den Flecken und schlug ein gemäßigteres Tempo ein, seine Schritte dem Haslachhof zuwendend.

Dort trat er ein und fand Margarethe, ein junges, hübsches Mädchen, am Spinnrocken beschäftigt: ihre Mutter saß neben ihr und säuberte den Flachs.

Jörg trat auf die Mutter zu.

»Guten Tag, Haslachbäuerin. Nun komm' ich zum dritten und letzten Male zu Euch,« sagte er, ohne seine

innere Unruhe verbergen zu können.

»Was willst, Jörg,« fragte sie, »Gott, wie schaust Du aus,« fügte sie gleich hinzu.

»Ich bin stark gelaufen,« erwiderte Jörg ausweichend, »sagt, Haslachbäuerin; ich stelle meinen Antrag nochmal. Gebt mir Eure Tochter zum Weib.«

»Mein allgerechter Himmel! Warum so wild und so hitzig. Dort sitzt meine Tochter, frage sie; das ist ihre Sache.«

»Grethe«, wandte er sich an das Mädchen, »hast Du gehört?«

Grethe schwieg.

»Willst mich oder willst mich nicht,« fragte er zornig.

Grethe schwieg.

»Liebst immer noch meinen Bruder, den unseligen Kerl?«

»Ja, bis in den Tod — und Dich nicht, Jörg.«

»Aber freien wird er nicht um Dich.«

»Er wird schon kommen, wenn's an der Zeit ist. Ich warte.«

»Ja, warte drauf . . . Grethe, ich thu' Alles für Dich, sag, was soll ich?«

»Fortgehn . . . Warum drängst mich so? Ich sage Dir noch tausend Mal, daß ich den Alfred lieb habe bis in den Tod; ob er mich nimmt, oder nicht.«

»Nun, Glück zur Hochzeit. Adieu, Haslachbäuerin.«

\* \* \*

Auf dem Felde trat Jörg hin vor seine ackernde Mutter.

»Mutter, ich bin Kain.«

»Was sprichst Du?«

»Ich habe meinen Bruder erschlagen, Mutter.«

»Weh . . . weh . . .«

»Was soll ich thun?«

Oh Jörg —«

»Soll ich mich umbringen?«

»Weh, mein Kind.«

»Sagt, soll ich mich umbringen, Mutter?«

»Nein . . . Warum thatest Du mir das, mein Kind?«

»Weil ich liebte, Mutter.«

»Fluch dem Tag, Fluch —Fluch . . . .«

»Flucht mir nicht, meine unglückliche Mutter.«

.....

Als die Mutter eintrat in ihr Haus, da drang ihr die Stimme des sterbenden Sohnes Alfred entgegen.

Dann sah sie ihn im Blute liegen und hörte, wie seine Lippen flüsterten:

»Dich liebe ich . . . Mutter . . .«

**Eine seltsame Hochzeit.**  
*Skizze.*

»Wohin Gertrude? Wohin, wohin?«

»Hinüber . . .«

»Wo hinüber?«

»In den Laubehof.«

»Schon wieder zu ihm?«

»Nun ja.«

»Ei, die ganzen Tage verbringst Du ja bei ihm.«

»Er ist einmal mein Liebster.«

»Ei, ei Trudel!«

»Was denn, Mutter?«

»Damit hat's nicht seine Richtigkeit; he?«

»Warum denn, Mutter?«

»Oho . . . was schaust Du so!«

»Nichts — ich schaue gar nicht.«

»Gestehe Trudel, daß Du Deine alten Kleider bald nicht mehr anziehen

kannst! Ei, sieh mal, wie sich die Knöpfe an Deinem Mieder spannen.«

»Es ist wahr; ich bin ein Bischen stark geworden, aber —«

»Nun . . .«

»Nichts.«

»Ich bin doch Deine Mutter.«



»Ich habe Euch nichts zu sagen, Mutter«.

»So?. . Nun geh, geh. Ich werde Dich schon noch einmal in's Verhör nehmen.«

---

Dieses Gespräch führte die Michelsbäuerin mit ihrer Tochter. Die Mutter war etwa fünfundvierzig Jahre alt, hatte ein sonngebräuntes, knochiges Gesicht, das viele Runzeln und freundliche, wenn auch überaus scharfe Züge aufwies. Das, was fast bei allen Menschen zuerst auffällt, die Augen! — die die hervorragendste Rolle spielen und von denen man am leichtesten auf die Charaktereigenthümlichkeit der betreffenden Person schließt, — die waren in dem Gesicht dieser Frau etwas ganz Nebensächliches, Unbedeutendes. Das Interessanteste an dem ganzen Kopf waren unstreitig die merkwürdigen Falten, so daß man, wenn die Frau lächelte, ein ganz anderes, ganz fremdes Gesicht vor sich hatte, grundverschieden von dem, wenn sie ernst war.

Bei der einundzwanzigjährigen Tochter war es fast umgekehrt. Sie verdiente nicht gerade das Prädikat »schön«: aber dennoch lag in ihren blauen Augen etwas Tiefes, Seelenvolles, Träumerisches und wenn man unmittelbar hineinschaute, so sah man nicht den Reflex des eigenen Bildes, das sich darin abspiegelte, sondern es tauchte ein Räthsel vor einem auf, ein

geheimnißvolles, großes Räthsel, das man klingen und singen hörte. Sie war von schlankem Wuchs, flachsblond, und hatte einen leichten, etwas unsicheren Gang. Ihr Wesen war verschlossen und doch freundlich; es war schwer sie in ein Gespräch hineinzuziehen und bei der Arbeit summt sie am liebsten die Melodie eines schwermüthigen Volksliedes leise vor sich hin. Ihre Hand war keineswegs geschmeidig und zart, sondern eher hart und derbe. Aber die Hand hatte auch nichts mit einem Klavier zu schaffen, hatte auch niemals galant gefaullentzt, und nie die Bekanntschaft von Salben und Oelen gemacht. Die Schaukel, der Dreschschlegel, der Rechen, das Spinnrocken, waren ihre Werkzeuge und der Acker und das Feld die Stätte ihrer Arbeit.

Von dem Michelsbauer selbst ist nichts zu sagen, als daß er glatt rasirt war und stets einen ausgezeichneten Appetit hatte. Die Aecker und Wiesen des Michelsbauers grenzten hart an die Felder des Laubegehöfts und so war es etwas ganz Natürliches, wenn Gertrude den Sohn des Laubehofbauers, den Jakob, den ganzen Frühling und Sommer über, während der Sä- und Erndtezeit täglich sah, und ihn lieben lernte.

Es war ein fleißiger, in Gesellschaft überaus fideler Bursche, nicht besonders hübsch, aber kerngesund und

herzensgut. Er machte gern seinen Spaß und liebte auch einen derben, gesunden, zweideutigen Witz, der im Schwarzwald aber immerhin ursprünglich, ungesucht und nicht frech klingt. Wenn Jakob dagegen allein war, traf man ihn immer grübelnd.

Die Tändelei der beiden jungen Leute, wuchs zu einer ernststen Leidenschaft heran, und ohne lange zu fackeln, trat er eines schönen Tages vor die Trude hin, um ihr in gewählten Worten zu sagen, wie wahnsinnig er in sie vernarrt sei. Aber es gelang ihm nicht. —

Eigentlich geht eine Liebeswerbung im Schwarzwälder Berneckthal sonst anders vor sich. Der Bursche faßt seine heimlich Angebetete im Tanzsaal, auf einer Kirchweih, oder im Felde, öffentlich oder wenn sie allein sind, — wie es der Zufall gerade will — derb um die Taille und küßt sie herzhaft. Die Regel lehrt, daß dieser Kuß dann von der weiblichen Seite mit einer ebenso derben, herzhaften Mauschelle erwidert wird, was den Burschen trotzdem nicht abhält, außer Rand und Band zu sein vor lauter Freude. Denn mit diesem Kuß hat er seine Angebetete öffentlich zu seiner Geliebten proklamirt und nun wehe dem, der es wagen sollte, über dieses Verhältniß ein überflüssiges, spöttelndes, oder gar neidisches Wort zu verlieren. Auf jedem Tanzboden, bei jeder Gelegenheit, sieht man dann die beiden Leutchen

beisammen und ihr gegenseitiges Verhalten gewährt dem Beobachter durch die gesunde Eigenart, einen pikanten, frischen Reiz. Man hat ein Taubenpaar in Menschengestalt vor sich: der Tauber im fortwährendem Begehren und Schönthun, und das Täubchen in protestirender und doch neckender Liebelei. Nach einem oder zwei Jahren wird die Geliebte gewöhnlich Mutter und dann heirathet sich das Paar. —

Jakob paßte die althergebrachte Art der Liebeswerbung nicht. Er wollte seine Liebschaft auf eine ganz aparte, besondere Weise anknüpfen. Zu diesem Zwecke hatte er sich mit vielen Worten bewaffnet und trat so vor Gertrude hin.

»Es ist der Moment gekommen —« begann er. Da sah ihn aber Gertrude an: ihr Blick brachte ihn aus dem Conzept und er stockte wie ein Sünder.

»Schon lange wollte ich Dir's sagen —« fing er von Neuem an.

»Was denn?« fragte Gertrude robust und lachend. Ihre Wangen glühten und ihr Auge leuchtete.

»Oh — nichts«, meinte er verwirrt und schwieg.

»Du Hanswurst«, spöttelte Gertrude keusch. Beide schwiegen und standen sich verlegen einander gegenüber.

Dann, um nicht wie ein Narr vom Platze zu gehen, warf er seine Mütze auf die Erde, umarmte Gertrude plötzlich und küßte sie gierig.

Seine Küsse knallten ordentlich: aber die Ohrfeigen, die ihm als Beruhigungsmittel verabfolgt wurden, knallten doch vernehmlicher.

Bald jedoch war man einig und liebte sich . . . . .

Von diesem Tage ab verlor Jakob seine Fröhlichkeit und Frische immer mehr, während Gertrude lustiger wurde und mehr aus sich heraus ging. Jakob trug einen tiefen Groll gegen sich selbst in seiner Brust herum, der damals aufkeimte, als er sich so täppisch, so alltäglich um die Liebe Gertrudes bewarb.

Er wollte ihr zeigen, daß er ein ganz besonderer Mensch war und nicht mit den übrigen Bauern auf einer Stufe stand, und wie zeigte er sich ihr in Wirklichkeit! Er stotterte, gerieth in Verlegenheit, fiel dann über sie her und die Geschichte nahm auf einmal denselben gewohnten Verlauf, wie alle anderen Geschichten. Ganz anders hatte er sich dies ausgemalt . . . .

Erst wollte er die Liebeswerbung in gewählten Worten hervorbringen: dann höflich und herzlich um einen Kuß bitten. Wenn er den bekommen hätte, würde er ohne Weiteres zum Michelsbauer gegangen sein, um ihn um die Hand seiner Tochter Gertrude zu

bitten — wie es jeder anständige Mensch thut, wie es überhaupt die Welt heute fordert. Dann sollte die Verlobung, endlich die Hochzeit, zu der nicht das ganze Dorf — wie üblich — sondern nur die nächste Verwandtschaft geladen werden durfte, stattfinden, und schließlich wollte er in Ehren so und so vielen Kindern das Leben schenken.

Seine ganzen Pläne und Ideale wurden in jener Minute über den Haufen geworfen und er machte sich, nachdem er geküßt und nachdem er seine Ohrfeigen eingeheimst hatte, das Geständniß, daß er ebenso ein gemeiner Bauer sei, wie der und jener.

Das schmerzte ihn außerordentlich; aber er verbarg es und trug ein möglichst ungezwungenes Wesen zur Schau. Jedenfalls war seine Liebe nicht mehr so ursprünglich und naturfrisch, sondern eine Art Berechnung und quälende Selbstbeobachtung. So hatte er auf beiden Seiten verloren. Sein Verhältniß war weder wie das der anderen Bauernburschen: ein inniges, sinnlich glückliches, stumpfes, erquickendes: noch wie das erträumte seiner Sehnsucht: ein Besonderes und Herzliches.

Wenn er küßte, so geschah es mit einer Art Resignation. Er dachte sich etwa:

»Küsse nur zu, Jakob. Es ist nicht mehr zu ändern. Wenn Du schon so tief gesunken bist, so genieße doch

wenigstens Alles, was Du auf diesem Wege genießen kannst. O — ich Unglücklicher.«

Gertrude war ein hingebendes, treues Geschöpf und Jakob genoß aus Rache gegen sich selbst, was sie ihm aus Liebe nicht verweigerte . . . . .

Als Gertrude ihm nun nach etlichen Monaten die Nachricht überbrachte, daß sie sich Mutter fühle, da war es mit ihm aus.

Er wurde kopfhängerisch, arbeitsunlustig und grübelte immer mehr. Jeden Tag wollte er die Eltern Gertrudes um die Hand der Tochter bitten, nahm aber schließlich immer davon Abstand, weil er glaubte, daß man ihn einfach verlachen würde. »Ach Gott! schließlich kann ich ja noch mit der Hochzeit warten; es ist gar nicht so arg: Jeder macht es ja so.«

Da war es wieder das »Jeder« worüber er grübelte, und das ihn wüthend machte. Er wollte nicht wie »Jeder« sein, obgleich er ganz deutlich fühlte, daß er längst wie »jeder« Bauernbursche beurtheilt wurde.

Mitten in seinem Aerger erwachte plötzlich ein anderes Gefühl in ihm. Das Gefühl der Vaterliebe. Da war seine erste Sorge, wie er das künftige Kind nennen sollte. Er nahm den Kalender vor und studirte alle männlichen und weiblichen Namen, die besonders und seltsam klangen. Schließlich ließ er sich die Wahl

frei, zwischen: Beatrice oder Innocenz, Cordiela oder Ottomar, Eberhardine oder Gideon . . .

\* \* \*

Gertrude ging hinüber in den Laubehof, der etwa eine halbe Stunde weit vom Gehöfte des Michelsbauers entfernt war.

Vor der Thür stand Jakob und spaltete Holz. Als er Gertrude erblickte, hieb er die Axt schwungvoll in den Klotz, daß sie fest in demselben stecken blieb, ging auf Gertrude zu und begrüßte sie nicht besonders herzlich.

»Guten Tag, Jakob«, sagte sie.

»Tag, Trude. — Was willst schon wieder?«

»Du weißt ja«.

»Ach — deswegen. Nein, das habe ich mir noch gar nicht überlegt. Sag' mal, übrigens eilt denn das so?«

»Aber Du hast mir doch versprochen Jakob, daß Du mir heute Antwort sagen willst. Ich sehe nicht ein, warum wir die Hochzeit noch gar so lange hinausschieben sollen, wenn Du mich sowieso heirathen wirst.«

»Millionenschwerenoth! Das sind doch meine Angelegenheiten. Du läufst mir doch nicht davon,« brauste Jakob auf.



»Nein, nein; weil ich Dir viel zu sehr an's Herz gewachsen bin,« entgegnete Gertrude.

»Nun also.«

»Aber was soll ich denn meiner Mutter und meinem Vater sagen?«

»Herrgott! Sag ihnen doch, was Du willst.«

»Auf einmal?«

Ei, schon lange. Ich begreife gar nicht, was Du eigentlich willst. Wenn Du so lange gewartet hast, dann warte doch noch bis nach Deiner Niederkunft . . . nun ja; so macht es ja Jede.«

»Früher hast Du gerade das Gegentheil thun wollen, von dem, was die Anderen thun.«

»Früher — — ach was.«

— — — — —

»Warum schweigst Du?« fragte Gertrude nach einer Pause.

»Na, weil ich mich ganz verflucht mit Dir herumärgern muß . . . Was brauchst Du mir denn immerfort Vorwürfe zu machen, daß ich früher anders war und anders gedacht hab? Das weiß ich ganz allein. Und nur durch Dich bin ich ja so ein Flegel geworden, wie es alle anderen sind.«

»Durch mich?«

»Durch wen sonst?«

»Was hab ich Dir gethan?«

»Was Du mir gethan hast? Muß ich Dir das auch noch erst sagen, Du dumme Kuh?. . . Damals wie ich vor Dir gestanden bin und um Deine Liebe werben wollte, ganz anders als diese Bauernbuben, da standest Du da, und hast Dich nicht gerührt. Wärest Du mir nur mit einem Wort zu Hülfe gekommen.«

»Ja wieso?«

»Ach, das verstehst Du nicht. Und ich gestehe, daß ich Dir augenblicklich selbst nicht sagen kann, wie ich das meine. Aber so viel habe ich gefühlt; wenn Du etwas gesprochen hättest, dann würde heute ein ganz anderes Verhältniß zwischen Dir und mir bestehen. Ich wäre Dir nicht um den Hals gefallen und Du hättest mir keine Ohrfeige gegeben. So weit wäre es eben noch nicht mit uns, wie es heute schon ist. Jetzt sage, wo steckt da der Reiz für mich, mit Dir verheirathet zu sein? Wozu soll ich mich jetzt so mit der Hochzeit beeilen? I — daß ich ein Narr wäre! Das, was Du mir nach der Hochzeit erst hättest gewähren sollen, das Alles hast Du mir in den ersten Tagen unserer Liebschaft geboten . . . wie es Jede thut. Ich habe geglaubt, daß etwas Besonderes in Dir sei, aber Du bist genau so wie die Anderen.«

»Warum hast Du mein Opfer angenommen, Jakob?«

»I — nun sprichst Du mir gar von Opfern . . . Warum ich es annahm?. . ja, ich weiß es nicht. Ich bin halt ein junger Kerl und müßte auf den Kopf gefallen sein, wenn ich nicht — ach, laß uns nur davon abbrechen. Das führt uns doch zu keinem Ende.«

»Wenn Du mich nicht heirathen willst, brauchst Du es ja nicht zu thun.«

»Na, da kennst Du mich schlecht. Wenn ich schon so weit gesunken bin, dann kommt es mir nicht mehr darauf an, ob ich noch mehr sinke. Daß ich mit Dir aber nicht glücklich sein kann, das siehst Du ein. Aber trotzdem werde ich Dich heirathen, aus Anstand und weil es Jeder so macht.«

»Du warst es doch aber, Jakob, der mich so gedrängt hat, mich Dir hinzugeben.«

»Ei, Du dummes Weibsbild! Wenn Du doch endlich Deinen Mund hieltst . . . Freilich war ich es; aber Du hättest so gescheit sein müssen, und mir es nicht gewähren sollen. Dann wäre ich Dir um so verrückter nachgelaufen und der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden gewesen.«

»Wenn sie nur schweigen würde! Ach Gott, wenn sie nur schweigen würde!« dachte er.

»Ich verstehe Dich nicht,« sagte Gertrude.

»Ja, ja . . . mich versteht halt Keiner,« sagte er.

»Ich habe nie mit der Liebe gespielt.«

»Ich auch nicht. Aber ein gescheites Weib hält ihren Mann immer im Schach, wenn sie will, daß er sie immer lieb haben soll. So hab ich's noch überall gesehen und gehört.«

»Du sprichst komisch. Wenn ich mich Dir nicht hingegeben hätte, dann hättest Du Dich einfach in eine Andere verliebt.«

»Ah — das ist ja lauter dummes Zeug. Dich habe ich von Anfang an gern gehabt und keine Andere. Aber was plappere ich mit Dir. Das verstehst Du Deiner Lebtag nicht . . . Höre mal, wie das Kind heißen wird, das ist ganz meine Sorge. Ich will, daß es einen apparten Namen bekommt.«

»Meinetwegen; ich werde mich nicht streiten.«

»Na, hättest Du denn daran auch was auszusetzen? Möchtest Du mir wohl auch die Freude nicht gönnen, dummes Weib?«

»Doch, doch . . . . Nun werde ich gehen, ich dummes Geschöpf.«

Gertrud weinte.

»Komm her, Trudel. Du bist ja nicht dumm; sei nur ruhig«, sagte Jakob unwillig und doch sanft.

»Ja, jetzt bin ich wieder Deine Trudel; aber zuerst plagst Du mich immer, bis ich weine.«

»Ach Gott, — siehst Du Trudel — ich rede mich so schnell in die Hitze hinein und richte dummes Zeug

an. Na, weine nur nicht. Thränen kann ich bei Dir am wenigsten sehen«.

Er fiel ihr um den Hals und küßte sie brünstig.

»Ach!« seufzte Gertrude, als sie fortgegangen war.

»Ach!« ächzte Jakob, indem er ihr nachblickte.

\* \* \*

Im Hause des Michelsbauers herrschte große Trauer und Unruhe.

Gertrude war von einem todtgebornen Mädchen entbunden, und dazu kam noch, daß die Operation überaus schwer und unglücklich verlief, so daß Gertrude voraussichtlich dem Tode verfallen war. Die Eltern wußten es und wollten das Geheimniß vor der Tochter und ihrem Geliebten verbergen. Aber es gelang ihnen nicht. Gertrude fühlte und sah was in den Eltern vorging und machte sich mit dem schrecklichen Gedanken langsam vertraut.

Sie bat, daß man ihr Jakob herüber rufen und den Pfarrer herbestellen möchte.

Jakob, der zwei Tage vorher noch bei Gertrude war und sie wohl und munter fand, der ihre grenzenlose Liebe mit der größten Gleichgiltigkeit und Kälte erwiderte, war herbeigestürzt und fast außer sich, als er hörte, daß es sich um das Leben Gertrudes handelte.

Daß sie ihm ein todttes Kind geschenkt hatte, wußte er nicht.

»Wo ist mein Kind?« rief er, als er beim Michelsbauer eintrat, »gebt es her! Und nun ist mir alles andere Firlefanz; »Gertrude« wird es heißen. Gebt mir mal schnell meine kleine Trudel«.

»Langsam!« sagte der Vater: »das Kind ist todt, Jakob. Es wird gar keinen Namen haben«.

»Ach — Herr Jesus!« stieß Jakob hervor.

Sehr Merkwürdiges ging in ihm vor. Als er von der Niederkunft Gertrudes hörte, hatte er im ersten Augenblick geplant, das Mädchen »Cordiela« zu nennen. Dann erfuhr er gleich darauf, daß Gertrudes Leben gefährdet war. Seinem Kinde einen besonderen Namen und eine besondere Erziehung zu geben, war zwar noch seine Freude und Hoffnung, die ihn beseelte, und trotzdem warf er alle diese Pläne über Bord, als er die Nachricht von dem schlechten Befinden Gertrudes vernahm. Das Mädchen mußte also entschieden nach der Mutter benannt werden. Schließlich war ja »Gertrude« auch kein häßlicher Name. Warum er aber seinem Kinde den Namen der Mutter geben wollte, das war ihm nur dunkel bewußt. Daß es eine gewisse Versöhnung sein sollte, für all die Unbill, die er ihr zugefügt, daß er es that, um dadurch immer an seine Geliebte erinnert zu werden, das

gestand er sich nicht. Nun, bei seinem Eintritt in die Stube erfuhr er, daß sein Kind todt zur Welt gekommen war . . . gar nichts blieb ihm also.

Und er wußte selbst nicht was er wollte, indem er rief:

»Holt mir doch den Pfarrer her, schnell.«

»Was soll der?« frug der Bauer.

»Ich will mich trauen lassen«, sagte Jakob.

Der Bauer schaute ihn verständnißlos an . . . Jakob hörte eben, daß Gertrude seinen Namen rief und er eilte in das andere Zimmer an ihr Krankenlager.

Dort kniete er neben dem Bette und streichelte die eingefallenen Wangen Gertrudes.

»Bist Du mir bös, Trudel?« fragte er.

»Nein, Jakob. Nein, nein, Du Lieber.«

»Trude », ich hab' Dich ja so lieb.«

»Ich weiß es Jakob.«

»Bedrückt Dich was, liebes Weib?«

»Nun freilich — daß mein Kind todt ist.«

»Du mußt Dich trösten.«

»Das thu' ich.«

»Sonst drückt Dich nichts?«

»N—n—nein.«

»Das »nein« kommt so langsam heraus.«

»Oh, warum.«

»Sage alles; sage nur. Ist Dir schwer um's Herz?«

Gertrud antwortete nicht mit Worten; sie umarmte ihren Jakob und begann zu weinen.

Es war ein überreichliches Weinen, das kein Ende nehmen wollte. Jakob war nicht dazu geschaffen, Thränen sehen zu können und versuchte darum Gertrude mit sanftem Liebkosen und Streicheln, mit Liebesworten und Küssen zu beschwichtigen. Aber die Thränen Gertrudes flossen immer unaufhaltsamer; es war, als hätte sie noch nie in ihrem Leben geweint, und als würde ihr nun das Weinen eine besondere Wollust bereiten.

Jakob verstand plötzlich, daß seine Geliebte nicht nur um das Kind weinte, sondern daß sie deutlich fühlte, selbst von dieser Welt scheiden zu müssen . . .

Wie ihm dieser Gedanke kam, wurde ihm furchtbar schwer und er glaubte, daß ihm viel wohler wäre, wenn er sich auch ausweinen könnte. Indem er noch Gertrude um ihr Weinen leise beneidete, bemerkte er, daß ihm selbst die Thränen über das Gesicht rannen.

»Warum weinst Du?« fragte Gertrud.

»Ach, das Leben ist schrecklich,« sagte Jakob, und malte sich im Geiste den Tod seines Weibes aus.

»Ich habe mich ausgesöhnt mit dem Leben,« erwiderte sie.

»Ist es Dir recht, Trude, daß ich nach dem Pfarrer geschickt habe?«



»Ich selbst habe nach ihm geschickt.«

»Du auch? Weshalb Du?«

»Ich will das Abendmahl empfangen.«

»Und ich will mich trauen lassen.«

»Oh, Jakob . . .«

»Ja, Du sollst noch heute mein Weib sein!«

Gertrude wurde ruhiger und lächelte.

Bald kam der Pfarrer . . .

Gertrude hatte sich mit vieler Mühe im Bette aufgerichtet und schneeweiße Wäsche angezogen. Auf ihrem Haupte lag eine Myrte und über die aufgelösten Haare ergoß sich ein weißer Schleier.

Sie sah seltsam schön aus diese Todesbraut und dieses Seltsame, Besondere war es, was Jakob trotz des unsäglichsten Schmerzes an seiner Braut so entzückte. Er kniete neben dem Bette, hielt ihre rechte Hand fest in der seinen und der Pfarrer gab ihnen den kirchlichen Segen:

»Jakob, liebst Du Gertrude aufrichtig und begehrst Du sie zum Weibe?«

»Ja« . .

»Du Gertrude! Liebst Du den, der Dich zum Weibe begehrt, und begehrst Du ihn zum Manne?«

»Ja« . . .

»So stärke Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist, eure Herzen und segne euren Bund. Ich aber,

Kraft meines Amtes, gebe euch den kirchlichen Segen  
u. s. w. u. s. w.«

Die Eltern des Paares und zwei Zeugen standen daneben in einer ernsten und andächtigen Hochzeitsstimmung. Dann gingen alle, bis auf den Pfarrer hinaus, der Gertrude das heilige Abendmahl gab.

.....

Lange hielt Jakob sein Weib in den Armen; glühend und voll reiner Liebe küßte er es.

Aber das Glück war zu groß für die todesmatte Braut, und die betäubende, tiefe Seligkeit dieser Minuten raubte ihr das Leben vollends. Sie streichelte die Stirne Jakobs, lächelte, als ob sie sich freute noch vor dem Tode den innigsten Wunsch ihres Mannes erfüllt zu haben, und leise und innig entschlief sie in seinen Armen.

— — — — —

Jakob ging mit seinen Eltern nach Hause.

Sie sprachen allerhand zu ihm, um ihn zu zerstreuen, er aber hörte kein Wort: seine Gedanken weilten bei der todten Gertrud.

»Beileid — Beileid, mein Sohn,« kondolirte der Vater seinem Jakob.

»Ich dank, Vater« . . .

Die Mutter schüttelte ihrem Sohne herzlich die Hand und greinte.

Nach einer Weile fragte Jakob plötzlich:

»Was sagt Ihr zu der Hochzeit?«

»Ja, was soll man eigentlich sagen, Jakob?« meinte der Vater.

»Na — ich meine . . . . Jetzt bin ich schon Wittwer.«

»Ja freilich bist Du Wittwer«, sagte die Mutter weinerlich.

»So eine Hochzeit habe ich noch nie erlebt,« seufzte der Vater.

»Ja, es war eine ganz besondere Hochzeit,« sagte Jakob und athmete auf . . .

**Die Fee.**  
*Studie.*

Xaver Hügler ward in der ganzen Umgegend seines Gehöftes nur »der Sonderling« genannt.

Aber es war gar nichts Sonderbares an ihm. Stämmig und kernig gewachsen, glich er einem gesunden Baume, dessen Adern kräftiges Mark durchfließt. Er ging keinem aus dem Wege und sprach mit Jedem. Xaver war vierundzwanzig Jahre alt, schlank und hübsch, freundlich und fleißig, abergläubisch, weil er ein Sonntagskind war, und verträumt. Er hatte große blaue Augen, die stets wie frischer Thau glänzten, ein braunes Schnauzbärtchen und zwei Reihen Zähne, weiß wie Schnee.

Wenn er Sommerabends die Arbeit niederlegte, und den Arbeitskittel an den Nagel gehängt hatte, dann war es sein Liebstes, die Waldhügel hinanzuklimmen und oben auf einem kühlen, bequemen Moosbett sich niederzulegen und zu träumen. Dort lag er, schaute, durch das rieselnde Laub der flüsternden Bäume zum Himmel hinauf und piff seine eigenen Melodien, bald sentimental, bald ausgelassen froh, einmal glühend traurig, dann schrill zerrissen, wie es ihm gerade einfiel und willkürlich durcheinander, bis die schwarze Nacht sich hob.

Wenn dann der Mond, einer Scheibe glühenden Messing's gleich, heraufzog mit den Sternen, über das tiefblaue Firmament hinschwamm und sich auf ferne dunkelsteinige Berge legte, wenn der Nachtwind sich an die Birken schmiegte und die Zweige sich schämig küßten dann war Xaver glücklich und vor Seligkeit schloß er die Augen. Aber er schlief nicht. Seine ganze Seele war in einem Zustande fiebernden Verlangens und heißen Begehrens; die Pulse jagten schneller und sein Herz klopfte mächtig. Er wartete auf irgend etwas Geheimnißvolles, Schönes, Schreckliches; aber er wußte nicht auf was.

So lag er oft, bis sich im fernen Osten mit erstem keuschem Glimmen der Tag verkündete: er ging dann nach Hause und war frisch bei der Arbeit.

Und Arbeit hatte er eine Unmenge.

Sein Vater war schon lange todt; die Mutter wurde aber erst vergangenes Jahr begraben. Die Hinterlassenschaft war gering und reichte knapp aus, den einzigen Erben zu ernähren; aber er arbeitete rüstig, so daß er bald etwas besser dastand. An dem kleinen Häuschen, das Xaver geerbt hatte, war das Strohdach schon halbverfault; er riß es herunter und ersetzte es selbst durch ein neues. Er ackerte das kleine Stück Land, das ihm gehörte, allein mit der Schaufel um, da er keinen Pflug besaß und noch

weniger eine Kuh, die er vor denselben hätte spannen können; er eggte selbst, düngte, säete, schnitt das Korn, drosch es, verkaufte es in der Stadt — kurz besorgte alles allein. Sein ganzer Viehreichthum bestand in einer nicht mehr jungen Ziege, die er des Morgens melkte, und von der Milch, die er erhielt, verkaufte er noch über die Hälfte an seine Nachbarn.

Sein Häuschen lag auf einer freien Anhöhe und sah von Ferne, oder wenn man vom Thale heraufblickte, keineswegs so ärmlich aus, wie es in Wirklichkeit war. Kam man aber näher, so sah man, wie die Armseligkeit aus allen Ecken hervorschaute. Es fehlte der Hund, sogar der übliche Wetzstein mit dem Wassertrog; man sah keinen Dunghaufen vor der Thür, der sonst nach Beschaffenheit seiner Größe sofort auf die finanzielle Lage des Hausbewohners schließen läßt, d. h. also, je größer der Dunghaufen vor dem Haus, desto mehr Vieh und desto mehr Reichthum im Hause; man hörte nicht das Brüllen einer Kuh, nicht das Schnauben oder Kauen eines Pferdes, nicht das Grunzen eines Schweines; keine herumtrippelnde Henne war zu sehen und keine gurrende Taube zu vernehmen. Ab und zu meckerte nur die Ziege. An der grünen Facade des Hauses, wuchs dicht unter dem Dach, ein alter Rebenstock, der viel Blätter und wenig Trauben trug und der Stein über den man zur Thüre

schritt, war schon ganz abgetreten und zerspalten. An der Seite des Hauses, auf einem Diminutiv von Gemüsegarten, wuchsen ein paar volle, zartgrüne Kohlköpfe und leicht zählbare Zwiebeln.

Das Häuschen enthielt zwei Stuben, ein dumpfes Küchenloch und einen überflüssigen Speicher. In der größeren Stube wohnte Xaver; die kleinere war der Schlafraum, und wurde von einem antiken, unglaublich breiten Bette auch ganz ausgefüllt. Die Wohnstube war geräumig, niedrig, hatte zwei Fenster nach vorn und eins zu Seite, und war ausgefüllt von einem unbeholfenen, breiten Kachelofen, einem großen Lindentisch, der stets abgerieben und gescheuert war und einer lattengrün gestrichenen Bank, die durch das ganze Zimmer, den Wänden entlang lief. Nicht ein einziges Bild schmückte die geglätteten, ebenfalls grüngestrichenen Holzwände; nur in einer Ecke brannte vor einem schwerfällig geschnitzten Heiligenbilde in kupferner Einfassung ein Lämpchen. An den Fensterstöcken oder auf dem Tische konnte man nirgends eine Fliege herumlaufen sehen, noch verkroch sich irgendwo der schwarze, häßliche Schwabenkäfer. In der Küche draußen stand mannigfaltiges, buntes Geschirr, meistens irden, seltener aus Porzellan.



Xaver räumte sich seine Stuben allein auf, scheuerte, putzte, kochte, ging alle vierzehn Tage in die Stadt, las öfters im Kalender, kurz — fand für Alles Zeit, was eben des Tags über im Hause oder im Felde zu thun war, und Nachts stahl er sich die Zeit, um im Waldmoos liegend, zu träumen.

---

»Warum heirathet der Bursch nicht?« zerbrachen sich die Weiber die Köpfe; »manches arme Mädchel wäre froh um so einen fleißigen Kerl. Sitzen in unserer Nachbarschaft nicht genug junge Weibsleute herum, die ihn gern nehmen möchten,« hieß es. »Da ist zum Beispiel die Magdalene, mit den Wangen wie ein paar Aepfel, so dick und roth; da ist die Trudi, die ihm noch eine Aussteuer bringen könnte, die Christine, die Almei, die Bertha, dann des Kuhhirt's Tochter ist ebenfalls ein strammer Kerl; ja, lieber Heiland! Warum schaut er keine an? Sagt, müßte man ihn nicht gehörig kirre machen und ihm erklären, daß er seinen Bissen Brot und sein Bett mit einem jungen Weibchen theilen sollte? Er käme besser fort und in der Nachbarschaft würde das böse Gerede einmal ein Ende nehmen. Der liebe Gott strafe solche schlechte Menschen! sie thun ihm gewiß Unrecht.«

»Er ist ein Sonderling,« meinte Eine.

»O, das thut aber nichts; er ist ein Sonntagskind und hat immer Glück,« sagte eine Andere, »in allen Kalendern wirst Du dasselbe finden, was ich Dir eben sage.«

»Er mag aber — scheint's — die Weibsleute nicht sehen,« seufzte eine Dritte.

»Der liebe Gott erhalte ihm ferner seine Klugheit; er hat Recht«, meinte deren Ehemann, der dabei stand, trocken.

»So, Du sprichst auch noch dazwischen, Du träger Pelz: Sieh nur an, sieh nur, wie zerrissen Deine Jacke wieder ist. Vorige Woche erst flickte ich sie. Oh — der Kukuk hole Dich!« entgegnete die Frau fluchend.

»Wenn er mich nur holen würde«, sagte der Mann ebenso, und blickte bittend und mit gefalteten Händen gen Himmel.

»Der Satan hole Dich!« rief sie von Neuem.

»Ach je, was schreist, meine Herzgeliebte? ich bin ja schon seit meiner Hochzeit bei ihm,« erwiderte der Mann keineswegs gleichgültig und schlich fort.

Die Weiber aber berathschlugen weiter, warum wohl Xaver nicht heirathen wollte.

»Wie vertreibt er denn seine Nächte, der Schöne?« frug eine geile, magere Magd.

»Er schnarcht,« hieß es.

»Er schafft an einer Erfindung,« meinte Jemand.

»Ihr habt Alle nicht recht,« sagte eine Dritte, »er schleicht hinauf in die Berge.«

»Was?«

»So ist es.«

»Wohin?«

»In die Berge.«

»Des Nachts?«

»Eben, nur des Nachts. Dort sitzt er helle Nächte lang und schaut auf die Wolken.«

»Was?«

»Wie Du hörst.«

»Die ganze Nacht?«

»Die ganze Nacht.«

»Ja, um Himmelswillen!«

»So ist es. Er pfeift unchristliche Lieder, die ich, so lang ich lebe, noch nie gehört habe —«

»Ach, ach!«

»— Und lockt die Geister —«

»Ach, ach!«

»Es muß ihm etwas fehlen.«

»Was?«

»Ich weiß nicht; aber ein Weib ist's nicht, was ihm fehlt.«

»Woher weißt Du das Alles?«

»Meine Adelheid, als sie einmal spät Nachts vom Dorfe heimkam, sah ihn. Er liegt auf den Moosfelsen

und spielt mit den Glimmkäferchen, sagte sie. Erst erschrak sie gewaltig und glaubte, es sei der Böse. Nun ja, alles kann vorkommen. Dann schlug sie drei Mal das Kreuz und blieb stehen.«

»Ach, ach.«

»Es ist wahr; sie hat viel Courage. Aber sie erkannte bald die Gestalt Xavers und dann freilich fürchtete sie sich nicht mehr. Ach, fing er an zu pfeifen, sagt meine Adelheid, wie der Weihnachtswind, so traurig. Was sagst Du, Nachbarin, dazu?«

»Er ist verrückt.«

»Rede nicht so verächtlich von ihm; er ist ein Sonntagskind und die guten Geister stehen ihm bei; auch meine Adelheid glaubt es.«

»Es giebt ja keine Geister.«

»Ei, mögen sie Dich dafür nur nicht strafen! Was sagst Du, es gäbe keine Geister? Es giebt gute und schlechte; aber Du siehst sie freilich nicht. Ein Sonntagskind hingegen sieht sie alle. Kennst Du nicht die Geschichte, die einmal dem reichen Bauer auf dem Oerleshof drüben passirt ist?«

»Nein; erzähle.«

»Nun, er hatte die Geister gelästert und über sie gelacht. Am anderen Morgen geht er in den Stall, um ein Pferd herauszuholen, da sieht er, daß allen Gäulen

die Schwänze geflochten sind, und er geht hin, um es zu untersuchen, und findet lauter Zöpfe. Auch waren sie an einer Kette am Abend vorher eingezäumt, und siehe, die Kette lag am Boden und das Futter war unberührt. Die andere Nacht wieder so, die dritte wieder. In der vierten Nacht geht er mit seinen zwei Knechten in den Stall, nimmt Heugabeln und Aexte mit und seine geladene Flinte und wacht. Aber kurz vor zwölf Uhr schlafen alle drei ein und wie sie wieder aufwachen, schlägt es eins. Der Oerlesbauer wacht zuerst auf, sieht daß die Gäule alle wieder Zöpfe haben und hört, wie jemand lacht; aber er sieht kein Wesen. Er fängt an zu zittern, weckt die Knechte; die wachen auf, reiben sich die Augen und wissen von nichts. Der jüngere Knecht aber sah, wie jemand auf einem Gaul hockte. Nun begannen sie alle drei loszuschlagen, aber es wollte nicht aufhören zu lachen bis der Gaul tot hinfiel. Siehst Du, so hänselten ihn die Geister.«

»Geh mir! Wer weiß was für ein Flegel dahinter steckte!«

»Gar kein Flegel. Alle Leute wissen, daß es wahr ist. Kanntest Du den Holzspalter Rühle, mit dem Kahlkopf, den?«

»Nun ja.«

»Soll ich Dir eine Geschichte von ihm erzählen?«

»Erzähle nur.«

»Höre zu. Es war bekannt, daß er sich über alle Sonntagskinder lustig machte. Nun geht er einmal im Thal — es war schon spät am Abend — den Bach entlang und will laufen, daß er heim kommt. Längs dem Ufer des Baches wächst Eichengebüsch, wie Du weißt, und rings um die Quelle steht grünes, samtweiches Gras, das unsere Gänse so gern fressen. Dort gerade ist ein Plätzchen, so kühl und dicht, daß sich die Sonnenstrahlen vergeblich Mühe geben, bis zu diesem silbernen Naß herabzudringen. — Mein Rühle nun, wie er an dieses Plätzchen kommt, denkt an nichts Böses, und will weiter. Da taucht plötzlich dicht vor seiner Nase ein blaues Flämmchen auf«.

»Was?«

»Nun, wie Du hörst. Der liebe Heiland strafe mich, wenn ich lüge. — — — Dicht vor seiner Nase und beginnt ihm zu winken. Rühle nicht faul, geht dem Flämmchen nach, wohin es ihn auch führt; denn Du weißt, daß ein Flämmchen, das einem einsamen Wanderer Nachts begegnet, etwas Gutes zu bedeuten hat. Man darf aber kein lautes Wort sprechen und auch keinen anderen Menschen zu Hülfe rufen. Alles muß man allein besorgen. Glaubst Du, daß man sehr schwitzt? — Nun, das Flämmchen geht ihm voran, er immer nach und bekreuzigt sich in einem fort und

spricht — ich weiß nicht wie oft, — das Vaterunser. Das Flämmchen aber verschwand trotzdem nicht und heulte nicht und darum war es jedenfalls kein böser Geist. Auf einmal, an einer verrufenen Waldstelle, wo die uralten, ungeheuren Eichen stehen, dicht vor einem stattlichen, mächtigen Stamme macht es halt. Mein Rühle merkt sich die Stelle wohl, steckt ein Hölzchen hinein, und da ist das Flämmchen auch schon verschwunden. Also lag da ein Schatz vergraben. Rühle, nicht faul, macht sich auch schon an die Arbeit. Jede Nacht — ich danke dafür — geht er dann mit Spaten und Hacke hinaus und gräbt und haut an der Eiche herum; ich weiß nicht wie lange. Nun durfte er aber kein Wort sprechen — oh, das war wohl nicht so leicht. Schließlich lockert sich schon die Wurzel, aber immer noch nichts von einem Schatz zu sehen — Es war aber schon nach der dreißigsten Nacht. Gut, denkt Rühle, und verliert immer noch nicht den Mut. Er vertraut die ganze Geschichte schließlich noch zwei handfesten Burschen an, verspricht mit ihnen den Schatz zu theilen und geht wieder, diesmal mit den Beiden, an Ort und Stelle. Nichts fanden sie. Die, andere Nacht — der Satan war wohl im Spiele — gräbt er weiter und siehe da, ehe Du Zeit hast, davonzulaufen, stürzt die Eiche krachend um und schlägt den Rühle todt. Die anderen zwei

waren auf die Seite gesprungen und kamen mit dem Schrecken davon. O Gott, wie sah Dir der Röhle aus. »Grabt, grabt!« rief er den Burschen noch zu und dann starb er. Die Burschen aber sahen das Flämmchen herumtanzen und wußten, woran sie waren. Glaubst Du nun, daß man nicht spotten darf?«

»Ich will Dir die Wahrheit sagen, Freundin. Nein, ich glaube es nicht. Ich kann wohl nichts dafür, daß ich es nicht glaube, aber ich glaube es nicht.«

»Mögen sie Dich nicht auch strafen, die Geister! Weder Dich noch Dein Vieh. Es wäre zu Deinem Nachtheil nicht, wenn Du es glauben könntest. Xaver, von dem wir sprechen, ist kein dummer Mensch, und doch glaubt er auch an die Geister.«

Und an die Geister glaubte Xaver wirklich. Als er noch ein Kind war, hatte man seinen Kopf mit Märchen und Sagen von Sonntagskindern vollgepfropft und dieser Eindruck war so verharrend und zäh, daß Xaver, trotzdem er sonst ein ziemlich kluger Mensch war, selbst noch jetzt unter jenem Einfluß lebte.

»Wenn mir Geister beistehen«, dachte er, »dann sind es die guten und sie wollen gewiß mein Glück. Das ist sicher. Wie herrlich wäre es, wenn ich nun drei Wünsche thun könnte, wie die früheren Sonntagskinder, und wenn die Wünsche in Erfüllung



gingen. Oh, das ist eine feine Idee und es käme ja nur auf eine Probe an . . . Ach, Welch ein Leben würde beginnen und was für ein Leben! Das erste wäre: ich ließe ein neues Haus aufbauen, daran eine große Scheune, einen geräumigen Stall. Man würde ein Dutzend der schönsten Kühe einstellen können und ein paar gute Gäule in der Stadt kaufen müssen. Natürlich müßte man sich dann einen wachsamen Hofhund anschaffen und ein nettes Hundehüttchen für ihn. Nun — und dann müßten etliche Wagen voll Heu hereingeschafft werden . . . Stroh . . . Sättel . . . . Zaumzeug . . . . Wagen. Ein glänzender Pflug, eine neue Egge und Feldgeräthe wäre das Nächste, was herbei müßte. Dann könnte man einmal auf die Brautschau gehen. Gleich aus der Nachbarschaft könnte ich mir mein Frau holen. Adelheide, zum Beispiel ist gut und gesund — — ich hab sie gern. Angesichts meines reichen Gehöftes wird sie meine Hand nicht ausschlagen . . . zudem ist sie arm und merkt, daß ich sie leiden mag. Und wenn sie mich wirklich nimmt, dann bin ich der Glückliche auf der Welt. Ich dinge mir hernach einen oder zwei Knechte, die Alles in Ordnung zu halten haben . . . heirathe dann — — Ja nun . . . . es wäre prächtig. Der erste Wunsch wäre also Geld . . . viel Geld« —

\* \* \*

Es war Ende Mai. Etwa eine Viertelstunde vor Sonnenuntergang ging Xaver in den Wald. Lilafarbene, gequollene Wolken standen am Himmel und vermengten sich mit anderen, die weißlichgelb vorbeisegelten. Die Sonne ging hinab, aber am Rande des Tannenholzes war es noch hell, und die Luft war klar und durchsichtig; die Vögel zwitscherten geschwätzig und das Laub eines nahen Espenhains begann keusch zitternd etwas zu erzählen. Junge Grasbüschel, die vereinzelt umherstanden, knirrten, und die rothen Stengel des Sauerampfers schimmerten in freundlichem Glanze gleich dem Smaragd. Xaver wartete nun still. Im Walde wurde es dämmeriger und es roch warm und harzig. Die kupferne Abendröthe stieg von den Wurzeln und Stämmen der Bäume auf, ging höher und höher durch die Nadelgezweige hindurch, bis hinauf zu den unbeweglichen, flüsternden Wipfeln. Doch bald wurden auch diese dunkel und der brennendrothe Himmel färbte sich abendblau, während der starke Harzgeruch sich mehr und mehr verbreitete; lau und feucht tändelte der Wind, während ein müdes Lüftchen allmählich einschlief. Die Vögel waren jetzt nicht mehr alle zu gleicher Zeit vernehmbar; man hörte sie nur noch

einzelnen. Die Finken schwiegen längst und hatten ihre Köpfchen sorglich unter die warmen, schützenden Flügel gelegt. Im Walde ward es dunkler und dunkler. Die Schatten der Bäume verschwanden ineinander und bildeten eine große, dunkle Masse, während am blauschwarzen Himmel die ersten Sterne heraufschimmerten. Die meisten Vögel schliefen. Von weiter Ferne her drang noch einmal das schlaftrunkene Pfeifen eines Spechts, einer Grasmücke, doch auch sie verstummten bald. Nun ließ sich noch einmal die Stimme des Zeisigs leise vernehmen und das Rothkehlchen flötete schlummerlustig sein Nachtgebet. Drüben im Felde piff noch ein paar Mal die Wachtel. Eine Weile ward es ganz märchenstill — — dann ertönten die schmelzenden Laute einer schluchzenden Nachtigall . . .

Der Mond stieg endlich empor; aber er war nicht sogleich zu bemerken, so sehr verbarg er sich hinter den schwarzen, fernen Fichtenwäldern. Eine Menge von Sternen, die erst hoch am Himmel gestanden, begannen sich jetzt nach dem Rande des Horizonts herabzuneigen und verweilten scheinbar auf den Tannenzweigen, so daß diese aussahen wie flimmernde Weihnachtsbäume.

Im Walde knisterte es leise. Xaver hob sofort den Kopf und blickte sich schauernd um. Einige

Augenblicke lauschte er, ohne die weitgeöffneten Augen von dem Orte wegzuwenden, von welchem das Geräusch hörbar geworden war, dann seufzte er auf und bewegte das Haupt, langsam sich zurücklegend und nach oben blickend.

»He! Wer liegt hier denn?« rief ein Mann, der ganz plötzlich aus den Bäumen aufgetaucht war.

Dann hörte man wie ein Hahn knackte und eine Flinte geladen wurde.

»Laßt Eure Flinte in Ruhe, Freund. Ich bin es, Xaver Hügler.«

»Ei, Dich soll —!« rief der Jäger, »sage Kerl, was hungerst Du hier draußen herum? Wartest Du bis die Sterne vom Himmel fallen?«

»Es gefällt mir hier ganz gut . . . wo aber geht Ihr hinaus, Freund?«

»Auf den Anstand. Ich habe noch fünf gute Meilen bis auf St. Georgen, und dann, denke ich, wird die Sonne wohl aufgehen.«

»Führt Ihr keine Hunde bei Euch?«

»Gestern ließ ich die Koppel schon hinüberbringen; dorthin nach Georgen.«

»Nun denn, Glück auf die Jagd . . .«

»Danke, Bursch. Hör mal. Du liegst hier und kannst meiner Sechs! im Handumdrehen einschlafen, denn schön ist die Nacht und lind die Luft. Aber weißt Du

Freund, es giebt hier Ohrwürmer; passe auf, daß sie Dir nicht in die Ohren krabbeln; Du weißt wie es dem Schafhirten ging, der hier draußen über Nacht blieb.«

»Ohne Sorge, Anton — ich gedenke hier nicht zu übernachten. Gott sei Lob und Dank, hat man immer noch sein anständiges Bett zu Hause und seine paar Kissen. Aber mit den Ohrwürmern hat es schon seine Richtigkeit; indeß, ich schlafe ja nicht; ich pfeife bloß.«

»Ich liebe Alles, was pfeift. Du pfeifst aber schändliches Zeug zusammen, Freund. Eine irrsinnige Amsel macht Dir das auch nicht nach. Hol mich der —! aber das verstehst Du. Willst Du ein bischen mit mir wandern, wenn Du doch ohne Ziel daliegst.«

»Zum Gehen verspüre ich jetzt keine Lust, Freund . . . ich bin faul, das ist die Wahrheit.«

»Du, wir kennen diese Faulheit. Nicht Faulheit, ein Stelldichein wirst Du haben. So wird es sein; ich denke es ist so?«

»Mag es so sein.«

»Eh — alles Widersprechen ist nutzlos. Ich habe da ein Weibsbild heraufkommen sehen. Wo soll sie hin des Nachts um zehne, elfe? Entweder ist sie Dein Schatz und Du erwartest sie hier, oder es ist die Hexenurschel, die hier herumstreicht. Und in dem Falle könntest Du noch heute etwas erleben. Aber

etwas anderes ist ganz ausgeschlossen. Das erste wird schon das richtige sein, denn ich sehe, daß Du verstohlen lachst«.

»Nicht deshalb lache ich, Anton.«

»Weshalb denn?«

»Wir können ja von etwas Anderem sprechen. Was wollt Ihr schießen?«

»Birkhühner, Freund.«

»Nun viel Glück zur Jagd.«

Der Jäger Anton entfernte sich still. Sogar seine Schritte waren nicht vernehmbar, denn es ging sich auf dem Moos und den braunen Nadeln wie auf einem Teppich.

»Nicht die Urschel ist es, die der Anton gesehen hat; es ist wohl eine gute Fee, die sich in die Hexenurschel verwandelt hat,« dachte Xaver und sah wieder hinauf nach den Sternen. Er wartete die Mitternacht ab. Es wurde immer lautloser, stiller ringsum. Plötzlich ließ eine aufgeschreckte Kohlmeise, die wohl dicht in der Nähe ihr Lager aufgeschlagen hatte, einige Mal ihren stählernen Pfiff hören und ein anderes Vögelchen antwortete in der Ferne.

Es verging wieder ziemlich geraume Zeit; Xaver rührte sich kaum, nur bisweilen rang er sehnsüchtig die Hände und lauschte immer wieder.

Auf einem weitgelegenen Kirchlein schlug es eben bimmelnd und klanglos zwölf Uhr; die verhallenden, schwachen Mißtöne verloren sich schnell.

Wiederum regte sich etwas im Walde — Xaver schauerte zusammen und lauschte. Das Geräusch verstummte aber nicht wieder, es wurde deutlicher, näherte sich, und man vernahm endlich das leise Kommen eiliger Schritte. Er richtete sich auf und schien die Fassung zu verlieren; sein Blick glitt unstät und fieberte voll Erwartung.

Durch die Bäume hindurch wurde die Gestalt eines Mädchens sichtbar.

»Die Fee —«, dachte er und bekreuzigte sich.

Indeß stimmte das Aussehen dieser Fee keineswegs zu den Beschreibungen, die er schon so oft über Feen gehört.

Die Fee war weder ungemein schön, noch auffallend blaß; im Gegentheil: sie hatte ein paar dralle, gesundheitstrotzende Wangen, ein rundes, volles Profil, und ihre Zöpfe waren, soviel sich beim spärlichen Mondschein erkennen ließ, nach Gretchenart um den Kopf gewunden. Von einer Lilie oder sonst einer Blume war auch nichts an ihr zu entdecken. Die Fee war weder in duftige Schleier, noch in weiße Seide gehüllt; sie hatte ein kurzes Mieder an, das sich eng an ihren Körper anschloß und

ihre üppigen Formen deutlich hervortreten ließ. Ihr Rock war von dunkler Farbe und ganz so gewöhnlich und einfach gearbeitet, wie die Röcke aller Schwarzwäldermädchen. Die Fee trug keine gläsernen Pantoffel, oder Schuhe aus Silber, sondern derbe, rindlederne, etwas unbeholfene Stiefel. Im Ganzen aber war sie dennoch lieblich und im Schatten der Nacht erschien sie Xaver sogar verklärt und himmlisch.

Eben wollte er mit seinen Wünschen an sie herantreten, da wandte sich die Fee aber um und schritt dem Waldrande zu. Xaver, bebend und zagend, folgte ihr nach.

Sie ging ohne sich umzudrehen; der Weg schien ihm endlos; aber dennoch, als sei er in ihrem Banne, schritt er ihr nach. Beide mußten über einen Hügel klettern. Von hier aus konnte er sein Häuschen, das auf einer Anhöhe lag, erblicken, und er gewahrte, wie eben ein leichter Nebel darüber hinrastete.

Alles war lautlos still, wie gewöhnlich, wenn sich die Nacht dem Morgen nähert: die Natur lag fest und unbeweglich in tiefem Schläfe. In der Luft herrschte nicht mehr jener starke Geruch: der Tau war heraufgezogen und bedeckte Alles mit seiner kühlenden Frische. Sie gingen schon zwei Stunden. —



Die Morgenröthe war noch nicht wahrzunehmen, aber ihr bleicher Schein zeigte sich im Osten; alles ringsum war, wenn auch nur in schwarzen Umrissen, erkennbar und graurot hellte sich der Nachthimmel auf; die Sterne blinkten nur noch mit mattem Schein und verschwanden; die Erde bedeckte sich mit Thau, die Wege wurden feucht, hie und da wurden Laute des erwachenden Lebens vernehmbar, entfernte Stimmen ließen sich hören und ein leichter Morgenwind tändelte über die Erde dahin.

Die Fee war endlich an der Hütte Xavers angelangt und ging ohne Weiteres hinein. Xaver, am ganzen Körper zitternd und zaghaft, ob er folgen solle, blieb zaudernd stehen und staunte. Dann aber flößte er sich Muth ein und lief ihr nach — auf Tod und Leben.

Die Fee stand mitten in der Stube und schien bloß auf ihn zu warten. Als er über die Schwelle trat, stockte sein Blut und er rang nach irgend einem Worte.

Eine peinliche drückende Stille entstand.

»Aber Xaver —« sagte die Fee.

Er war sprachlos und starrte auf die Erscheinung.

»Du dummer Kerl!« sagte die Fee wieder.

»Bist du's Adelheid?« fragte er jetzt ängstlich.

»Wer sonst, Xaver?«

Er glaubte es noch nicht.

»Du bist's wirklich?« forschte er von Neuem.

»Ei, was dachtest Du?«

»Warum aber hast Du bis jetzt nichts gesprochen?«

»Du sprachst ja auch nicht!«

»Nun ich dachte halt — —« Er schämte sich.

Hast mich denn so gern?« lallte er leise. Die Fee flog ihm in die Arme und Xaver preßte sie zitternd an seine Brust. »Aus, aus sind die Träume!« dachte er dabei; »ich fühle, sie ist Fleisch und Blut; ja, sie ist es«.

Innig küßte ihn die Fee . . .

Purpurn zeigte sich die Sonne im Osten und jubilierend sang draußen die Lerche . . .

## Endnoten.

<sup>1</sup> Kosenamen: bedeutet etwa: liebes, schlaues, fröhliches Ding.

<sup>2</sup> Hinaus

<sup>3</sup> Dieses, das.

<sup>4</sup> Das »ch« wie in »Lachen«.

<sup>5</sup> Von ihm.

<sup>6</sup> Nur.

<sup>7</sup> Auch.

<sup>8</sup> Geweint.

<sup>9</sup> Noch einmal.

<sup>10</sup> Gemerkt.

<sup>11</sup> Jetzt.

<sup>12</sup> Die Wiesen.

<sup>13</sup> Ohmet (Heu)